Reichs-Elternwarte

Das Organ der Schulgemeinden

Heft 3 1936
März
Erscheint in Berlin
monatlich

Preis
25
Rpfg.
frei Haus

Aufn. Elisabeth Hase

Inhalts-Übersicht

	Seite
Martin Schumacher: Zur Pflege des Familiensinnes	76
Paul Schreckenbach: Heldengedenktag	77
Dr. Max Krüger: Die Arten der höheren Schulen	80
Albrecht Schäfer: Heim-Abend der Hitler-Jugend	82
M. Loch: Wenn die Schule ruft	85
H. Reuter: Die große und die kleine Welt	86
O. G. Foerster: Woher hat der Junge das?	88
Dr. Marx: Großstadt — Heimat?	90
Schulrat August Mertens: Schule und Luftfahrt	93
Meta Brix: Das Kind und seine Puppe	96
Erwin Jäkel: Tanzverse für kleine Buben und Mädchen	98
Johannes Otto: Vom Briefeschreiben	99
Frau Lisbeth Schmidt-Seek: Mit $5^1/_2$ oder $6^1/_2$ Jahren zur Schule?	100
Max Hugo Tonne: Wir dürfen nicht nachlassen!	101
Was soll unser Junge werden?	
Wilhelm Möller: I. Der Huf- und Wagenschmied	102
II. Der Kupferschmied	103
Was soll unser Mädel werden?	
Frau Annemarie Wulff: Lehrerin für rhythmische Erziehung	105
Amtliche Mitteilungen	

Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Was soll unser Mädel werden?

	Heft
Die Volkspflegerin	1/1935
Die ländliche Haushaltspflegerin	2/1935
Die städtische Haushaltspflegerin	4/1935
Die Krankenpflegerin	7/1935
Die Säuglings- und Kleinkinderpflegerin	3/1935
Die Kindergärtnerin (Hortnerin, Jugendleiterin)	1/1935
Die Kinderpflege- und Haushaltsgehilfin	3/1935
Die bäuerliche Wirtin (Oberwirtin)	2/1935
Die Kolonniallandwirtin	2/1936
Die Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltskunde (Lehrfrau)	2/1935
Die Gärtnerin	6/1935
Die Fotografin	1/1936
Die Bibliothekarin	2/1936
Die technisch-wissenschaftliche Assistentin	5/1935

Was soll unser Junge werden?

Der Bauer (praktischer Landwirt, Molker, Gartenbauer)	1/1935
Der Koloniallandwirt	1/1936
Der Führer im Arbeitsdienst	4/1935
Der Förster	2/1935
Der Bildhauer	6/1935
Der Töpfer (Ofensetzer)	7/1935
Der Drogist	2/1936
Wie kommt der Junge zur Handelsmarine?	3/1935
Wie kommt der Junge zur Kriegsmarine?	5/1935

Amtliches

Schulgeld 1936.

Im Einvernehmen mit dem Herrn Reichs- und Preußischen Minister des Innern und dem Herrn Preußischen Finanzminister setze ich gemäß § 2 Abs. 2 des Schulgeldgesetzes vom 18. Juli 1930 (Zentrbl. f. d. ges. Unterr.-Verw. S. 220) und Kap. XV § 1 des Zweiten Teils der Ersten Sparverordnung vom 12. September 1931 (Gesetzsamml. S. 179) den durchschnittlichen Kostensatz für das Rechnungsjahr 1936 auf 720 RM. fest. Das Schulgeld an den öffentlichen höheren Schulen in Preußen darf daher gemäß § 2 Abs. 1 des Gesetzes im Rechnungsjahr 1936 240 RM. nicht übersteigen. An den vom Staat unterhaltenen und vom Staat verwalteten höheren Schulen ist vom 1. April 1936 ab dieser Betrag zu erheben.

Zugleich wird angeordnet, daß an den vom Staat unterhaltenen und vom Staat verwalteten höheren Schulen vom 1. April 1936 ab gemäß § 8 Abs. 1 des Schulgeldgesetzes von den Erziehungsberechtigten, die durch Ausbürgerung die Reichsangehörigkeit verloren und nicht die Staatsangehörigkeit eines Landes erworben haben, bei dem die Gegenseitigkeit verbürgt ist, das Doppelte des für Inländer geltenden Schulgeldsatzes zu erheben ist. Dadurch erzielte Mehreinnahmen sind zu Schulgeldermäßigungen für begabte und bedürftige Schüler zu verwenden.

Den Schulträgern nichtstaatlicher Schulen wird ein gleiches Vorgehen gestattet und empfohlen.

Berlin.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

Im Auftrag: Bojunga.

★

Ferienordnung für alle Schularten an den Orten mit höheren Schulen in Preußen für das Schuljahr 1936/37.

(Der erste Tag ist der des Schulschlusses, der zweite Tag der des Schulbeginns.)

Osterferien 1936:

Von Donnerstag, 26. März bis Mittwoch, 15. April für Schleswig-Holstein, Hessen-Nassau;

von Freitag, 27. März bis Mittwoch, 15. April für Ostpreußen, Grenzmark Posen-Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Niederschlesien, Oberschlesien, Provinz Sachsen, Hannover, Westfalen, Rheinprovinz;

Pfingstferien:

von Mittwoch, 27. Mai bis Donnerstag, 4. Juni für Provinz Sachsen;

von Donnerstag, 28. Mai bis Mittwoch, 3. Juni für Grenzmark Posen-Westpreußen, Brandenburg;

von Donnerstag, 28. Mai bis Freitag, 5. Juni für Schleswig-Holstein, Hannover, Westfalen, Rheinprovinz;

von Freitag, 29. Mai bis Mittwoch, 3. Juni für Ostpreußen, Pommern, Niederschlesien, Oberschlesien;

von Freitag, 29. Mai bis Donnerstag, 4. Juni für Hessen-Nassau;

Sommerferien:

von Sonnabend, 20. Juni bis Dienstag, 28. Juli für Brandenburg;

von Sonnabend, 4. Juli bis Dienstag, 18. August für Ostpreußen;

von Mittwoch, 8. Juli bis Dienstag, 18. August für Niederschlesien, Oberschlesien Sachsen, Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen-Nassau;

von Donnerstag, 9. Juli bis Mittwoch, 19. August für Pommern;

Fortsetzung der amtlichen Mitteilungen auf der dritten Umschlagseite

Heft 3 1936

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage von Hans Schemm †

Hauptschriftleiter: Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier

Aufn. Elisabeth Hase

Zur Pflege des Familiensinnes

Von Martin Schumacher

„Tiefer greift der Pflug in deutsche Erde,
woraus uns Müh' und Segen kamen
und Blut und Recht . . ."

Gelassen schreitet der Bauer dem Pfluge nach. Seine Hand umklammert den Pflugsterz; sein Auge ist geradeaus gerichtet, auf daß die Furche gerade werde. Mager ist der Boden, und lose sind die Schollen, die die Pflugschar umwirft. Hart ist auf diesem Acker der Kampf um den Segen der Arbeit.

Da — knirschend streift die Pflugschar soeben ein Hindernis. Scherben scheinen es zu sein, aus der Tiefe hervorgeholt. Leicht zerbrechen sie in der prüfenden Hand. Mechanisch steckt der Pflüger ein paar von ihnen in die Tasche. Sinnend nimmt er die Arbeit wieder auf. Der Pflug zieht Furche um Furche.

Scherben — wie mögen die in den Acker gekommen sein? Zerbrach hier einmal ein Krug, in dem die Bauersfrau durstigen Erntearbeitern einen erfrischenden Trunk auf das Feld schickte? Aber nein, so sehen die morschen erdgrauen Stücke nicht aus, als ob sie einst ein Krug gewesen seien. Sie zeigen keine Glasur und scheinen nie eine gehabt zu haben. Denn die hätte sich erhalten, und wenn sie noch so lange in der Erde gelegen hätten.

In dem Bauern wird plötzlich eine Erinnerung wach. Er war noch Kind, als der Vater einst vom Felde heimkehrte und erzählte, heute hätte er geglaubt, schnell reich werden zu können. Er hätte gemeint, einen Schatz aus der Heidenzeit gefunden zu haben. Einen Topf hätten sie ausgegraben, einen ganz alten Topf, und mit dem Spaten hätten sie ihn zerschlagen. Aber es wäre kein Gold und kein Silber darin gewesen, wie sie hofften. Nur Erde und Asche und ein paar angebrannte Knochenreste. Ja, so hatte der Vater damals erzählt. War es nicht das gleiche Ackerstück gewesen, wo er seinen Fund gemacht hatte?

Lächelnd berichtet daheim der Bauer von seinem Erlebnis mit den Scherben. Er hatte sich vorgenommen, seinen Kindern auch so eine Schatzgeschichte zu erzählen, wie es sein Vater getan hatte. Aber kaum hatte er die Scherben auf den Tisch gelegt, als sein Junge, der Pimpf, der immer seltsame Geschichten aus der Schule mit nach Hause brachte von Heimatforschung und Vorgeschichte und Ortssagen und so, nach den Scherben griff und erklärte: Das sind Urnenscherben, Scherben von Tongefäßen, in denen die, die vor uns hier lebten, vor vielen hundert — nein vor ein paar tausend Jahren sogar — die Asche ihrer Toten beisetzten. Der Vater habe eine vorzeitliche Begräbnisstätte entdeckt, und morgen gleich nach der Schule werde er mit dem Lehrer nach weiteren Scherben suchen und der . . . müsse verständigt werden, und ins Museum würden die Urnenscherben und die hoffentlich noch vorhandenen ganzen Gefäße gebracht.

„Die, die vor uns hier lebten . . ." Dieses Wort seines Jungen will dem Bauern nicht mehr aus dem Sinn. „Die, die vor uns hier lebten . . ."

Seltsam, daß er eigentlich nie darüber nachgedacht hatte, wer denn die waren, die vor ihm den Acker gepflügt und das Korn gesät und die Ernte eingebracht hatten. Gewiß, er wußte, daß vor ihm sein Vater den Hof besessen und das Feld bewirtschaftet hatte, und vor diesem der Großvater. Aber schon von dem Urgroßvater wußte er herzlich wenig. In den Erlebnissen, die Großvater in der Schummerstunde aus seiner Kindheit berichtete, spielte der Urgroßvater wohl dann und wann eine Rolle. Er muß ein lustiger Mann gewesen sein, gern zu Scherzen aufgelegt, gerade so wie der Vater. (Und wie unser Jüngster, fällt dem Bauern ein, wie unser Jüngster, der durch seine Späße oft die ganze Familie unterhält . . . Seltsam, wie gewisse Eigenschaften sich vererben . . .!)

Über den Urgroßvater hinaus ist alles dunkel. Und doch soll des Bauern Geschlecht schon seit Jahrhunderten auf dem Hofe ansässig sein. Und wie lang ist die Geschlechterkette bis zu jenen, die einst ihre Toten auf dem sandigen Ackerstück bestatteten, das heute morgen etwas von dem hergab, was man einst in ihm barg. Wie lang ist der Weg und wie dunkel! Wie mögen sie ausgesehen, wie mögen sie gelebt haben? Waren sie die Vorväter der Menschen, die heute hier wohnen, oder sind sie einst fortgezogen, um einem anderen Volke oder doch einem anderen Stamm Platz zu machen? Werden je die Männer der Wissenschaft, die den Fund auf dem Acker untersuchen und nach weiteren Zeugen aus der Vergangenheit forschen, Antwort darauf geben können? Vielleicht! Gewiß aber ist, daß in unserem Bauern das Interesse für die Vergangenheit, für seine Vorfahren wachgerufen wurde. Und so gut es geht, wird er den Lebensformen und Lebensgewohnheiten von Vater, Großvater und Urgroßvater nachspüren. Nicht nach wissenschaftlichen Forschungsmethoden, sondern geleitet von der gemütvollen Anteilnahme, die das Bewußtwerden, Glied in einer Kette zu sein, ausgelöst

Kriegerdenkmal zu Enger in Westfalen Aufnahme Ebert, Berlin

Wir gaben freudig unser Blut für unsres Volkes höchstes Gut. Den schönsten Ruhm erwarben wir: Daß Deutschland lebe, starben wir. Nun schirm es Gott zu aller Zeit und geb uns Fried in Ewigkeit.

Paul Schreckenbach

hat. Sein Junge, dem aus der heutigen Schule solche Gedanken geläufig sind, wird sein begeisterter Helfer sein. — —

*

Was weißt Du von Deinen Ahnen?

Das ist die Frage, die gegenwärtig an jeden von uns gerichtet wird. Sie braucht nicht immer durch ein ähnliches Erlebnis, wie wir es eben schilderten, veranlaßt zu werden. „Sie werden hierdurch aufgefordert, den Nachweis Ihrer arischen Abstammung zu erbringen", so lautet die Aufforderung, die uns eines Tages ins Haus flattert. Und damit ist für uns der Anlaß gegeben, Ahnenforschung zu treiben. Wir wissen schon, wie wir es zu machen haben. Die Listen der Standesämter und die Kirchenbücher erzählen uns, wie die Großväter und die Großmütter mit allen Namen hießen — einer hieß bestimmt Friedrich oder Wilhelm und eine bestimmt Luise oder Auguste! — und wo die Urgroßeltern geboren wurden und gelebt hatten usw.

Das sind aber nur nüchterne Zeit- und Ortsangaben, die uns, da wir nun einmal dabei sind, unsere Vorfahren kennen zu lernen, wenig befriedigen. Wie sahen sie aus? Wie lebten sie? Wie wohnten sie? Welche Neigungen und welche Eigenschaften hatten sie? Das sind Fragen, die unser erwachtes Interesse stellt, und die uns bald keine Ruhe mehr lassen.

Wie sahen sie aus? Die alten Familienphotographien, die einst die Wände von Großmutters guter Stube zierten, fallen uns ein. Irgendeine Kiste auf dem Boden birgt sie und wird hervorgesucht. Und auch das gute alte Photographiealbum mit Goldschnitt und Lederdeckel und blanken Ecken, (Großmutter hatte sogar eins auf einer Spieluhr!), das seinen Ehrenplatz auf der Plüschdecke des „Salontisches" hatte, wird aus der Tiefe des Bücherschrankes hervorgekramt. Da liegen sie nun vor uns, die Bilder derer, die vor uns waren, deren Blut in unseren Adern fließt, deren Leben wir fortsetzen. Unser Lächeln über ihre würdigen Gesichter, ihre steife Haltung und ihre komische Kleidung macht bald einer gewissen Rührung und Ergriffenheit Platz. So schautest du aus, Großvater, als du stolz deines Königs Rock trugest und auf Böhmens und Frankreichs Schlachtfeldern Bismarcks Reich gründen halfst?! So du, Großmütterchen, die ich dich nur gebückt und im grauen Haar kenne, bis an deinen Tod wirkend und schaffend, als du Braut warst?! Merkwürdig, wie unsere Anneliese dir ähnlich sieht! Wenn dich der Photograph hätte ein wenig lächeln lassen, dann wärst du sie ganz und gar! Wiederholt sich dein Leben in dem ihren? Es scheint so. Deinen Fleiß und deine sorgende Güte glauben wir schon heute in dem Kinde wiederzufinden, ein kostbares Erbgut. — Und diese junge Dame mit dem „Bitte recht freundlich"-Lächeln ist die Mutter. Der Photograph hat sie auf einen goldenen Stuhl gesetzt; an einem Tisch mit unwahrscheinlich schlanken Beinen, der zusammenbräche, wenn man eine Suppenschüssel darauf stellen würde, auf dem nur ein schmales Buch mit Goldschnitt liegt, hat sie Platz nehmen müssen, und einen Strauß von Kunstblumen hat man ihr in die Hand gegeben. Zeitalter falschen Prunkes und trügerischen Scheins, aus Familienbildern wird es lebendig! — Hier eine Photographie auf Metall, aus den Anfängen der Lichtbildkunst, da sie noch Daguerreotypie hieß. Das soll der Urgroßvater sein. Wie mag man einst dies Bild als „Wunder der Technik" bestaunt haben, zu einer Zeit, in der bislang nur die Kunst des Zeichners oder Malers Bilder schaffen konnte! — Diese Photographie würde ich für ein Bild meines Bruders halten, wenn ich nicht wüßte, daß sie den Onkel als Jüngling darstellt. So groß ist die Aehnlichkeit. Daß sie nicht nur eine äußerliche ist, daß der Bruder auch die künstlerische Begabung des genialen Onkels „geerbt" hat, macht uns stolz, erscheint uns aber nicht mehr als Wunder, seit uns im neuen Staate die Gesetzmäßigkeit der Vererbung gelehrt wurde und — die sich daraus ergebende Verantwortung . . .

Auch die Frage nach den äußeren Lebensumständen unserer Vorfahren können wir uns zum Teil selber beantworten. Der alte Kesselhaken, der heute als Schmuckstück über dem Kamin im Herrenzimmer hängt, hing einst über dem steinernen Herd in Urgroßmutters Küche, in der noch ein offenes Feuer brannte, dessen Rauch sich durch den Rauchfang an vielen nahrhaften Speckseiten und Würsten vorbei den Weg ins Freie suchte. So verrät uns der alte Kesselhaken, der uns durch Zufall — oder war es Pietät der Großeltern, die ihn mitnahmen, als sie in die Stadt zogen? — überkam, wie die Urgroßeltern wohl mögen gelebt haben. Der Leuchter aus schwerem Messing, der heute den Rauchtisch ziert, stammt aus Großmutters Wirtschaft, desgleichen der Mörser, der sich fein in dem Glasschrank (Vitrine) der neuzeitlichen Wohnung macht, und von dem unsere Kinder mit Staunen hören, daß er einst höchst praktischen Zwecken diente. Beides, der Leuchter wie der Mörser, solideste Arbeit aus einer Zeit, da die Hand noch ohne Hilfe der Maschine Gebrauchsgegenstände und oft zugleich — Kunstwerke schuf. Das Spinnrad, die gewölbte Truhe mit den herrlichen Eisenbeschlägen, die alte Uhr mit den schweren Gewichten, die ehrwürdige, in Schweinsleder gebundene Familienbibel — um nur einiges von vielem zu nennen — legen Zeugnis ab, wie unsere Vorfahren lebten und wohnten. Und werden — mit den Augen des sippenverbundenen Nachfahren gesehen — zu mehr als zu bloßen Schaustücken, zu denen sie, als es „modern" war, die neuzeitliche Wohnung mit ihnen auszustatten, herabgewürdigt wurden. Mit Stolz und mit Ehrfurcht zugleich wird der Enkel sie betrachten, denn sie gehörten zu dem, was um die war, deren Blutes er ist.

Weit schwieriger scheint die Antwort auf die Frage nach den Charaktereigenschaften und Neigungen unserer Vorfahren zu finden zu sein. Doch auch hier gibt es Wege, die zum Ziele führen. Die Geschichten, die Vater und Mutter von ihren Eltern und Großeltern erzählen, Großvaters und Großmutters Kindheitserinnerungen, brauchen nur liebevoll ausgedeutet zu werden, und erstehen wird Stück für Stück ein Bild nicht nur vergangener Zeiten, sondern auch der Menschen, die damals unseren Namen trugen. Daß Großvater streng und pflichtgetreu, daß Großmutter

In der Pause . . .

Aufn. Franz Baumeister

wirtschaftlich und hilfsbereit war, wird als Charakterzug aus den mannigfachsten, oft kleinsten Anekdoten ebenso hervorleuchten wie des Urahnen Mannhaftigkeit in den schweren Franzosenjahren und sein kindliches Gottvertrauen. Die Tatsache, daß Großvaters Bruder bei dem schrecklichen Brande, der fast das ganze Heimatdorf einäscherte, ein armer Mann wurde, und doch mit ungebeugtem Mute sein Schicksal zu meistern verstand und am Ende seiner Tage wieder auf ein wohlbestelltes Haus blicken konnte, wird uns mehr Halt bei den eigenen Widerwärtigkeiten des Daseins geben als noch so gutgemeinter Trost fremder Umgebung. — Eine unerschöpfliche Fundgrube für die Familienforschung, aus der die Pflege des Familiensinnes erwächst, bilden — da, wo sie etwa noch vorhanden — die Familienbriefe. Des Urgroßvaters steile, eigenwillige Schriftzüge, Urgroßmutters kurze, mit ungelenker Hand geschriebenen Nachrichten — sie hielt nicht viel vom Schreiben —, Großvaters peinlich korrekte Beamtenhandschrift und Großmutters wie gestochen anmutende Brautbriefe geben nicht nur dem zünftigen Schriftdeuter Aufschluß über die Charaktereigenschaften ihrer Schreiber. Die Gemächlichkeit und Besinnlichkeit der Zeitepoche, aus der sie stammen, spiegeln sich in dem Inhalt der Briefe wider; alles Gefühl, alles Erleben, alles Ringen und Kämpfen, auch alles Verzagen und Verzichten, kurz — alles, was derer Herz bewegte, die in diese Zeiten hineingeboren wurden. Wer je solche Familienbriefe las, mit Andacht und Besinnung las, mag oft sich selber in ihnen geschaut haben. Aehnliche Gedanken, wie sie der Vater und Großvater da und dort äußerten, hat er bisweilen selber gedacht. Diese Erkenntnis macht ihn froh und ehrfürchtig zugleich. Froh, ein rechtes und echtes Glied in der Geschlechterkette zu sein, und ehrfürchtig ob des göttlichen Wunders stetiger Wiederkehr gleichen Denkens und gleicher Veranlagungen in seiner Sippe.

Die neue Zeit hat den Sinn für die Sippe, für die Gemeinschaft blutsverwandter Menschen und für die Familie neu erweckt. (Siehe hierüber meine Ausführungen in Nr. 1 und 2/36 d. R.E.W.) Er darf nicht wieder verlorengehen; denn er ist ein Eckstein in dem neuerrichteten Staatsgebäude. Pflege des Familiensinnes heißt deshalb eine Aufgabe, die der Familie gestellt wurde. Anregung zu ihrer Erfüllung zu geben und einen Weg zu ihrer Durchführung zu zeigen, ist der Zweck vorstehender Zeilen. Daß die Aufstellung einer Ahnentafel und die Anlegung einer Familienchronik weitere Schritte auf diesem Wege — auf dem einen von vielen möglichen — sind, sei ergänzend bemerkt.

?

Höhere Schulen

Von Dr. Max Krüger

Die Schulreform von 1925 hat Deutschland, ganz besonders aber Preußen, eine solche Fülle von Arten höherer Lehranstalten beschert, daß es angebracht ist, von Zeit zu Zeit den Eltern die wichtigsten Formen dieser Schulen darzustellen und einige Bemerkungen über das Wesen der einzelnen Typen und damit über den Grund ihrer Vielheit anzuschließen.

Der Ruf nach Vereinfachung ist so alt wie diese Schulreform, und zwar nicht bloß bei den geplagten Eltern, die sich in dieser großen Fülle garnicht mehr auskennen können und im Falle häufiger Versetzungen des Vaters mit ihren Kindern in die größten Schwierigkeiten kommen, sondern auch bei einem großen Teil der Lehrerschaft. Wann und wie unser Staat diese Vereinfachung schaffen wird, wissen wir noch nicht, es steht uns auch nicht zu, darüber schon vorzeitig zu sprechen; das eine ist aber sicher und darf darum auch gesagt werden: wie auf allen Gebieten unseres Lebens, so ist auch auf dem Gebiet des gesamten Schulwesens ein totaler Umbruch im Gange, und es hieße die Lage völlig verkennen, wenn man glaubte, die Frage der Schultypen und ihrer größeren oder geringeren Zahl sei dabei das Entscheidende; handelt es sich doch um viel mehr, um viel Tieferes. Auch wer sich mit dieser in schulischer Hinsicht vielleicht größten Zukunftsaufgabe Deutschlands nicht eingehend beschäftigt hat, ahnt ihre Größe, wenn wir uns schlaglichtartig ins Gedächtnis rufen: die Schaffung und Ausgestaltung der HJ und die Ausrichtung der drei Erziehungsfaktoren: Elternhaus, Schule und Hitlerjugend auf e i n Ziel; Einführung des Staatsjugendtages und des nationalpolitischen Unterrichts; Einführung des zweistündigen Unterrichts in Erblehre und Rassenkunde in den Abschlußklassen U II und O I; Prüfung a l l e r Reifeprüflinge in diesem Fach; Einführung der d r i t t e n Turnstunde; und endlich: der Auslese-Erlaß von Ostern 1935, über den wir in Heft 6 unserer Zeitschrift eingehend gesprochen haben; er zeigt mit seiner Forderung der g l e i c h m ä ß i g e n Wertung der körperlichen, charakterlichen und geistigen Auslese am klarsten die Formulierung, die für die Erziehung des neuen deutschen Menschen maßgebend sein werden. Die nationalpolitischen Erziehungsanstalten, deren es in Deutschland nun schon eine stattliche Anzahl gibt, stellen den augenfälligsten Versuch ihrer Verwirklichung dar.

Wir kehren nach diesem Ausblick zu unserer eigentlichen Aufgabe zurück: der kurzen Schilderung der mannigfachen Arten höherer Lehranstalten in Deutschland. Wenn wir uns dabei auf Preußen beschränken, so geschieht das, um den Leser nicht zu verwirren; denn so viel andere deutsche Länder sich damals auch Preußens Schulreform angeschlossen und sie mehr oder weniger vollständig übernommen haben, Süddeutschland jedenfalls hat seine damals übliche Zurückhaltung preußischen Aenderungen gegenüber auch in diesem Falle gezeigt, und seine Reformen bewegten sich in viel konservativeren Bahnen.

Der innerste Grund für die Schaffung einer Mannigfaltigkeit von Schultypen ist das Bestreben gewesen (und darin liegt zugleich ihre Schwäche!), der unendlichen Kompliziertheit des deutschen Lebens auch in den Erziehungsstätten gerecht zu werden und sichtbaren Ausdruck zu geben. Die Einheitlichkeit der Aufgaben aller höheren Schulgattungen sollte durch den einheitlichen Lehrplan der sogenannten K e r n f ä c h e r gewahrt werden: Deutsch, Geschichte, Erdkunde und Religion. Die Verschiedenheit der Typen kommt also durch die Wahl der Fremdsprachen und der jeweilig verschiedenen Wertung der Mathematik und der naturwissenschaftlichen Fächer zum Ausdruck, sie stellen die c h a r a k t e r i s t i s c h e n F ä c h e r der betreffenden Schule dar. Nur in e i n e r Schulgattung, die damals neu geschaffen wurde, fallen Kernfächer und charakteristische Fächer zusammen: in der d e u t s c h e n O b e r s c h u l e. Hier ist daher die Zahl der Wochenstunden in Deutsch, Geschichte und Erdkunde größer als in den anderen Schultypen, und in der Reifeprüfung werden neben der deutschen und mathematischen Prüfungsarbeit nicht zwei fremdsprachliche Arbeiten verlangt, sondern nur eine; die vierte Arbeit ist hier eine geschichtliche oder erdkundliche. Ferner: der fremdsprachliche Unterricht beginnt erst in Untertertia bezw. Untersekunda, und die Fremdsprachen sind Englisch und Französisch oder (seltener) Englisch und Latein. — Von der deutschen Oberschule nicht zu trennen ist die A u f b a u s c h u l e, auch diese ist eine Schöpfung der Schulreform von 1925, sie umfaßt nur sechs Schuljahre, beginnt also erst in Untertertia und soll begabten Volksschülern noch nach dem siebenten Schuljahr die Möglichkeit des Ueberganges in eine höhere Schule gewähren. Sie stellt also eine Art Ausleseschule dar (leider aber nicht immer als solche gehandhabt!) und ist in erster Linie nicht für die großen Städte gedacht, sondern für das flache Land. Ihre Form entspricht in Lehrplan und Ziel genau der deutschen Oberschule; daneben gibt es aber auch eine Aufbauschule mit dem Ziel der Oberrealschule (also mit verstärktem mathematischen und naturwissenschaftlichem Unterricht).

Die anderen Schultypen knüpfen mehr oder minder an die bisherigen Traditionen an: das h u m a n i s t i s c h e G y m n a s i u m soll einen Teil der deutschen Jugend befähigen, durch Erlernung der klassischen Sprachen vertraut zu werden mit den überzeitlichen Werten der Kulturen der Römer und des Griechenvolkes und ihrem Anteil an der Geschichte der deutschen Kulturentwickelung, daher beginnen diese Schulen schon in Sexta mit Latein, in Quarta mit Französisch und in Untertertia mit Griechisch. Ab Obersekunda ist die

Die Klasse entdeckt den Frühling

Aufnahme von Franz Baumeister

Möglichkeit gegeben, am fakultativen Unterricht im Englischen teilzunehmen. Häufig ist mit dem humanistischen Gymnasium ein Realgymnasium verbunden; beide Anstalten haben dann bis Quarta einschließlich gemeinsamen Lehrplan, in Untertertia setzt dann jedoch statt des Griechischen hier Englisch ein; vielfach gibt es auch selbständige Realgymnasien (also ohne Verbindung mit einem humanistischen Gymnasium). — Bevorzugt schon diese Schulform die neueren Fremdsprachen, so tut das in ausgesprochener Weise das sogenannte Reformrealgymnasium der Regelform. Hier beginnt die erste neuere Fremdsprache in Sexta, die zweite in Untertertia, und Latein wird nur in den Sekunden und Primen mit je vier Wochenstunden gelehrt. Auch diese Schule ist — wie die deutsche Oberschule und Aufbauschule — eine Neuschöpfung der Schulreform von 1925; ihr Ziel sollte die intensive Auseinandersetzung mit den Kulturen der westlichen Völker sein, vor allem Frankreichs und Englands. Die Schulart ist damals behördlicherseits am meisten gefördert worden; sie ist aber zugleich die problematischste, namentlich, was den Sinn des so beschränkten Lateinunterrichts angeht. Das sieht man schon daraus, daß die Unterrichtsbehörde trotz allem Widerstreben dem alten Reform-Realgymnasium die Daseinsmöglichkeit lassen mußte, das folgende Sprachenfolgen aufweist: Sexta: die erste neuere Fremdsprache, Untertertia: Latein, Untersekunda: zweite neuere Fremdsprache. — Die mathematisch-naturwissenschaftliche und technische Seite unseres Kulturlebens soll die Oberrealschule pflegen; daher sind ihre „charakteristischen" Fächer: Mathematik, Physik und Chemie, und in der Reifeprüfung wird außer in Deutsch, Mathematik und einer neueren Fremdsprache eine naturwissenschaftliche Arbeit geschrieben. — Man sieht: das ist wahrlich ein buntes Bild des höheren Schullebens, entstanden aus dem konstruktiven Streben, die verschiedenen „Bildungsziele" durch Schaffung entsprechender „Unterrichtsziele" zu verdeutlichen.

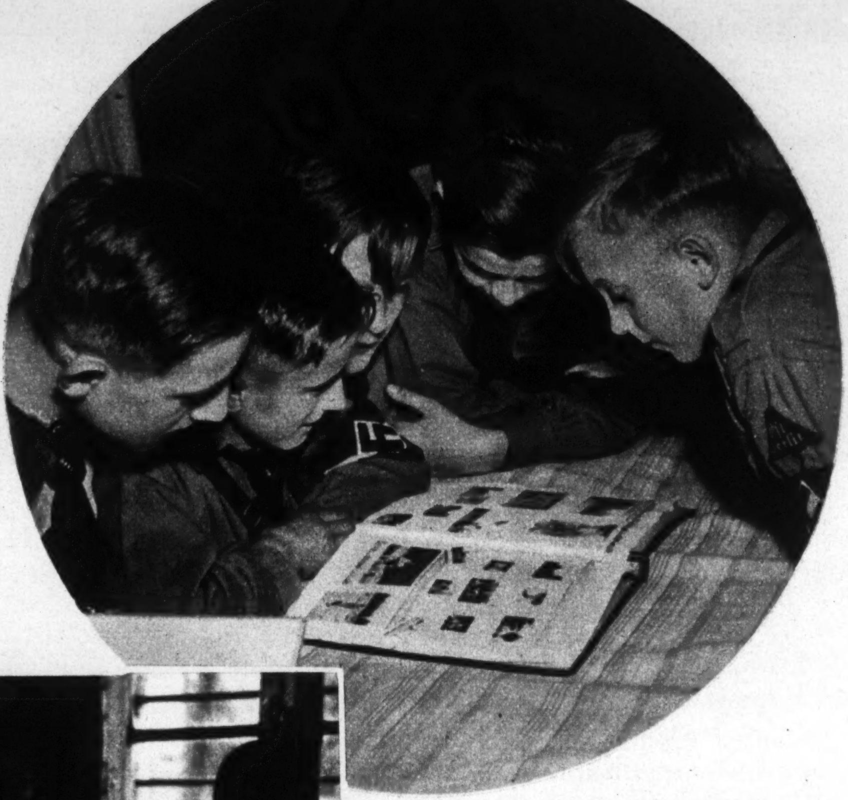
Leider ist in diese Entwicklung auch das Mädchenschulwesen hineingerissen worden; das erklärt sich daraus, daß man — in Verkennung der Besonderheit der weiblichen Aufgaben — glaubte, die höhere Mädchenschule so ausgestalten zu müssen, daß auch sie fast durchweg zur Universitätsreife führe; nur die Frauenschulen machen davon eine rühmliche Ausnahme. Man schuf also auch für die Mädchen in engster Anlehnung an die Arten der Knabenanstalten eine Reihe von Typen, die zur Reifeprüfung und Universitätsberechtigung führen: das sechsklassige Lyzeum wurde ausgebaut zum neunjährigen Oberlyzeum mit zwei neueren Fremdsprachen (ab Sexta bezw. Untertertia) und einem Mathematik-Unterricht, dessen Stundenzahl der des Realgymnasiums entspricht (36 Wochenstunden in einer neunklassigen Schule!); ja, daneben ein Oberlyzeum der Oberrealschulrichtung mit 39 Wochenstunden in der Mathematik! Weiter gibt es die Deutsche Oberschule auch für Mädchen, ferner die realgymnasiale Studienanstalt; sie entspricht dem männlichen Reform-Realgymnasium, hat also drei Fremdsprachen (Sexta: erste neuere Fremdsprache, Untertertia: Latein, Untersekunda: zweite neuere Fremdsprache). Endlich kennen wir noch (allerdings nur in geringer Zahl) die gymnasialen Studienanstalten mit einer neueren Fremdsprache in Sexta, Latein ab Untertertia und Griechisch ab Untersekunda. Und endlich ist den Mädchen auch der Besuch der Aufbauschulen möglich.

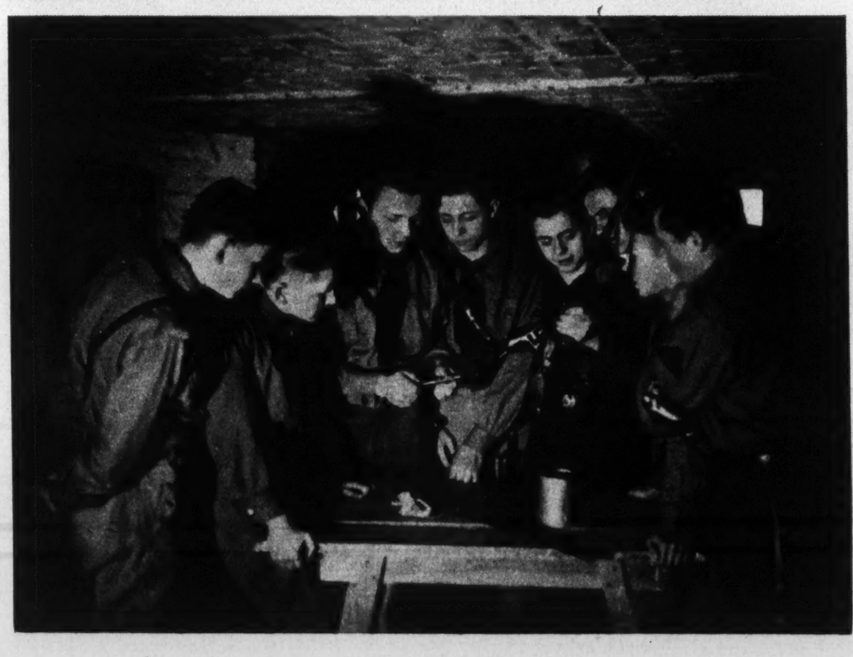
Die vorstehenden Zeilen sollen ein kurzer Wegweiser durch die Hauptarten der Höheren Schule sein; in Wirklichkeit ist die Buntheit noch größer, weil in Wahl und Abfolge der Fremdsprachen zu viel Freiheit gestattet war und so geographische Lage oder Konfession o. a. die mannigfachsten Spielarten hervorbrachte.

Heim-Abend

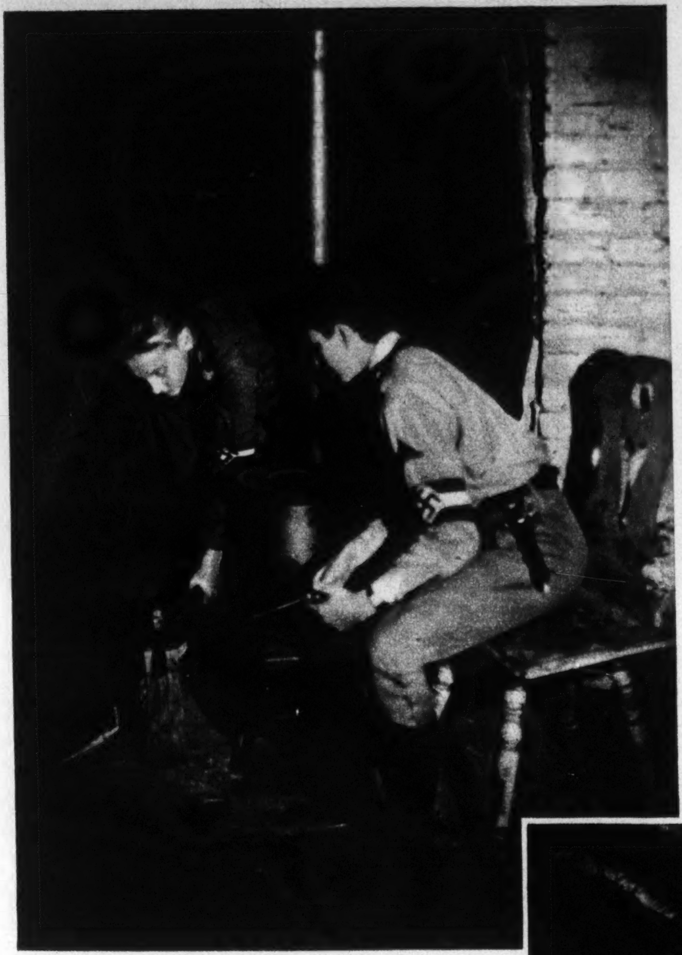
Von Albrecht Schäfer

Mit 6 Aufnahmen von Curt Ullmann und 2 Aufnahmen von Atlantic-Photo





Das sind fixe Jungen, die da unser Photograph neulich in B., einem kleineren Berliner Vorort, besuchte. Wie noch vielerorts, mangelt es auch der dortigen Hitlerjugend an einem richtigen Heim. Da hat sich denn eine Schar dabeigemacht, sich selber eins zu schaffen. Der Führer der kleinen Gruppe hat seinen Vater herumgekriegt, daß er ihr einen Teil des Hauskellers zur Verfügung stellte. Und alsbald begann unter den Jungen ein emsiges Werken. In rastlosem Eifer wurde viele Stunden und Tage lang gezimmert und gebastelt, um eine Kellerecke wohnlich zu gestalten. Holzwände wurden fachgerecht gezogen, Türen eingesetzt, Fenster verkittet, Decken geweißt, Lichtleitungen verlegt und Tapeten geklebt, und es entstand ein gemütlicher Raum, der den alten Frontsoldaten an die schmuck hergerichteten Quartiere hinter ruhigen Frontabschnitten erinnert. (Wie doch die deutsche Sehnsucht nach häuslicher Behaglichkeit, Ordnung und Sauberkeit, aber auch die Geschicklichkeit bei der unbekümmerten Selbsthilfe in unserer wieder soldatisch denkenden Jugend fortlebt!) Ein altes Kanonenöfchen — Kamerad von damals, du hast dir oft an einem solchen die Hände gewärmt und dein Brot geröstet und — o weh! — die Stiefel verbrannt — spendet wohlige Wärme. Ein alter Tisch, Stühle und Bänke vervollständigen die Einrichtung.



im Gelände" wird mit ihnen demonstriert. Viel mehr als die schönsten Worte vermag dieses „Spiel" den Jungen darüber zu belehren, wo er selber im Gruppenverband beim Vorgehen im Gelände hingehört, und was er bei eintretenden Möglichkeiten — Ausfall des Führers usw. — zu beachten und zu tun hat. — Daß erst die Sicherheit im Gebrauch der Waffe, die sich auf dem gründlichen Vertrautsein mit ihr aufbaut, den zünftigen und — künftigen Soldaten ausmacht, das ist der HJ. wohl bekannt. Darum schließt sich an die Geländekunde die „Instruktion über das Gewehr". HJ.-Dienst ist nicht verfrühte Soldatenspielerei, darum ist das Gewehr auch nicht die alte ehrliche „Knarre Modell 98", sondern eine Kleinkaliberbüchse, mit der bei gegebener Gelegenheit auf dem nahen Schießstand, den die Krieger-Kameradschaft dem jungen Wehrmachtnachwuchs gern zur Verfügung stellt, geschossen wird. Auch die Kleinkaliberbüchse will so gut gekannt und so sachgemäß behandelt sein wie ihre große Schwester, die der Soldatenwitz ob ihrer „Empfindlichkeit" und ob der Notwendigkeit, sich dauernd um sie zu kümmern, „Braut des Soldaten" taufte. —

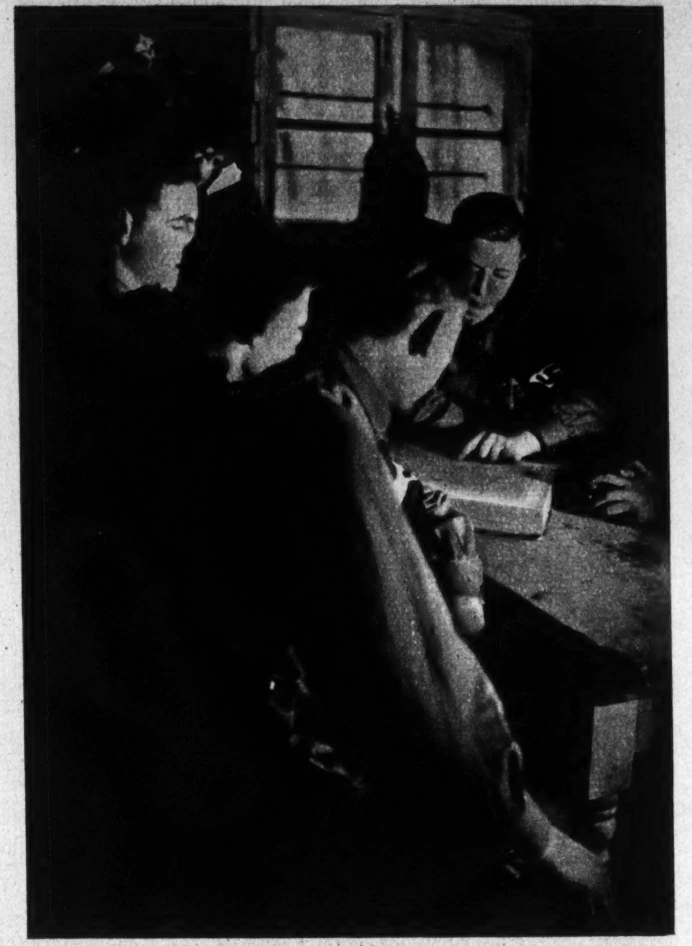
Da sitzen sie nun, wenn „Heimabend" auf ihrem Dienstplan steht, oder wenn gar zu garstiges Wetter — allzu pimpelig sind ja unsere Jungen, weiß Gott nicht! — den Exerzier- oder Geländedienst unmöglich macht.

Und das ist das Prächtige an ihnen, daß sie nicht um eine „Beschäftigung" verlegen sind. Die Zeiten, da die Jungen, wenn sie unter sich waren, nichts mit anzufangen wußten, sind vorbei. Strenge Dienstanweisungen und viel guter Wille, den eine systematische nationalpolitische Schulung auf die Erfordernisse des neuen Staates ausrichtete, sorgen dafür, daß die Stunden des Heimabends treuestens ausgenutzt werden.

Wenn der Ofen in Gang gebracht worden ist und behaglich bullert, dann beginnt die Schulung. „Geländekunde" hat der Führer auf den Dienstplan gesetzt. Die Jungen packen das Thema richtig an. Geschickte Hände beginnen aus feuchtem Lehm ein Relief der heimatlichen Landschaft, die nächstens Schauplatz eines wohldurchdachten Geländespieles sein soll, zu formen. Sinnend und pläneschmiedend sehen wir die Jungen auf das fertige Werk schauen, das deutlicher und eindringlicher zu ihnen spricht als die beste Karte. Und dann werden die Bleisoldaten herausgesucht und — alte Knabenseligkeit — auf dem Tische aufgebaut. „Das Vorgehen der Gruppe

HJ.-Dienst ist Erziehung des künftigen Staatsbürgers im Sinne der nationalsozialistischen Idee, ist Willensausrichtung des jungen Menschen auf den nationalsozialistischen Staat. Deshalb wird in den HJ.-Heimabenden der nationalpolitischen Schulung der breiteste Raum gewährt. Tagesfragen und zeitpolitische Ereignisse werden als willkommener Ausgangspunkt solcher Schulung benutzt. Ueber den großen Weltatlas gebeugt, wird der Krieg in Abessinien besprochen, werden Fragen, wie „Volk ohne Raum", „Wir brauchen Kolonien!" und „Rassenprobleme", unter zielsicherer Gedankenführung des Scharführers erörtert. Berichte über sportliche Wettkämpfe — so jüngst die über die olympischen Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen — werden mit brennenden Wangen und heißen Augen gemeinsam mit der gleichen inneren Anteilnahme gehört wie die Rundfunkübertragungen großer politischer Veranstaltungen, bei denen der Führer oder Baldur von Schirach spricht. Wo eigenes Wissen und Können und eigene Gestaltungskraft noch nicht ausreicht, um erfolgreich zu schulen, tritt das gute Buch an seine Stelle, das, gemeinsam gelesen, zu einem Gemeinschaftserlebnis von nachhaltiger Wirkung werden kann. —

Unsere Hitler-Jungen sind weit davon entfernt, blutlose Tugendhelden, die keiner rechtschaffenen Dummheit fähig sind, zu sein oder zu werden. Die jungenhafte Freude am Spiel und am Spaß — ja auch mal am Klamauk! — wird ihnen durch ihren Dienst und ihre Erziehung nicht geschmälert. Sie haben auch im Heimabend ihren Platz. „Mensch ärgere dich nicht" wird mit der gleichen Begeisterung gespielt wie — „Schinkenkloppen". Der ureigenste Ausdruck ihrer jugendlichen Freude und frohen Lebensbejahung ist und bleibt jedoch das Lied. HJ.-



Lieder sind bereits ein Begriff geworden. Darum schließt jeder Heimabend mit einem „zackigen" Sang, den der musikkundige Führer auf der Trompete begleitet, daß nicht nur, wie es in einem gern von der HJ. gesungenen alten Kampflied heißt, die „morschen Knochen", sondern auch die Wände des Heims zittern . . .

Wenn die Schule ruft...

Von M. Loch

Frau Schulze und Frau Weyers treffen sich allwöchentlich und handarbeiten gemeinsam. Würzige Unterhaltung kürzt die langen Stunden. Weiß man auch dies und jenes aus dem reichen Geschehen des Alltags zu berichten, so ist doch häufig irgendwelche häusliche Angelegenheit Gegenstand der Aussprache. Inge, das stattliche blonde Töchterchen, hat eben die Schultasche im Zimmer abgelegt. Dadurch wird die Unterhaltung, wie so oft, wieder auf das Gebiet der Schule gelenkt. Aber wie weit gehen hier die Meinungen noch auseinander und Frau Schulze klagt: Wenn ich so an meine Schuljahre denke, komme ich wirklich bei vielen Dingen in dem heutigen Betrieb gar nicht mit. Für uns gab es doch früher Tag um Tag nur, was das Leben fordert — Lesen, Schreiben und Rechnen. Und wie stramm war Ordnung und Unterordnung gegen heute! Wie so ganz anders und freier stehen heute die Kinder ihrer Lehrerin gegenüber. Wie oft treten Wanderungen und Feiern an die Stelle der früher so ernsten Stunden. Ja, selbst die Zeitung, höre ich, wandert mit zur Schule und muß Stoffe liefern für den Unterricht. Das lenkt doch wirklich sehr weit von der Schule ab, sieht stark nach Zeitvertreib aus und trägt in die Schule, was dem späteren Leben vorbehalten sein soll. Ich muß annehmen, daß man mit solchen Freiheiten doch recht schnippische Mädels großzieht, die zwar vielerlei gehört haben, aber nichts bestimmt wissen und können.

Frau Weyers hat aufmerksam gehorcht und erklärt nun: Ja, ja, so sieht es für den fernstehenden Beobachter tatsächlich aus. Aber durch Inge kenne ich die Dinge etwas genauer. Ich glaube feststellen zu können, daß trotz der größeren Freiheit, die aber keineswegs auf strenge Ordnung verzichtet, der erziehliche Erfolg sichersteht. Ganz bestimmt aber schließt die Schule ihre Zöglinge nicht mehr wie einst ängstlich vom Leben ab, sondern stellt sie mitten ins flutende Geschehen hinein. Das ist mir so recht wieder in den letzten Wochen klargeworden.

Schon im Herbst kam unser Töchterchen und meldete, daß nach Angabe der Lehrerin in den kommenden Monaten nur fürs W.H.W. gearbeitet werde. So begann denn auch bald das Betteln. Einmal sollten Altsachen mitgebracht werden, die noch ausbesserungsfähig waren. Dann wieder wünschte man Tuchreste und Lappen, die zu Hause nicht mehr verwendet werden konnten. Ja, Inge kam auch wiederholt und erbat sich einige Pfennige, da noch etwas Garn zur Fertigstellung fehle. Ich war damals innerlich recht ungehalten über die ganze Art, denn, daß nun auch noch die Schule in den ganzen Sammelapparat des W.H.W. eingespannt werde, das ging mir doch zu weit. Auch war ich überzeugt, daß aus all dem Zeug, das die Schule gesammelt hatte, und mit dem die Kinder nun schon wochen- und monatelang beschäftigt waren, nichts Gescheites entstehen könnte. Heute denke ich anders.

Auf Inges Drängen und den Wunsch der Schule sollten wir Eltern nun das Geschaffene schauen. Zu einer Feierstunde war eingeladen. Auf Tischen ringsum, in schlichtem Schmuck lagen unzählbare Sächlein, Hemdchen, Kleidchen, Strümpfen, Mützen, Röckchen usw., nützliche Dinge und zierliches Spielzeug für die Kleinen. Etwas verlegen führte mich Inge zu dem Tisch, der die Werke ihres Fleißes zeigte. Ich war erstaunt, was nicht alles aus den mir unnütz scheinenden Resten und Läppchen unter weiser Anleitung der Lehrerin geworden war. Inmitten der Sachen stand die bis dahin so sorgsam gehegte große Puppe. Frisch gekleidet, schien sie wie neu. In der Hand trug sie einen Zettel mit Inges Schrift: „Mutti, gestatte bitte, daß von jetzt mein liebes Püppchen ein armes Kind erfreuen darf." Was mir sonst unmöglich gewesen wäre, gab ich hier zu. Es war wirklich eine Frohstunde, die wir nun noch bei Sang und Reigen inmitten unserer Lieblinge erleben durften. Sie weckte allenthalben Stolz und Befriedigung auf den Gesichtern der Kinder und Freude in unseren Mutterherzen. Mir scheint heute, die Schule ist wohlberaten, wenn sie in solcher Form all ihre Arbeit und unsere Mithilfe lebensnah und erziehlich betont ausrichtet.

Frau Schulze hatte gespannt ihrer Freundin gelauscht und innerlich schon zugestimmt. Ihr Entschluß war gefaßt: Wenn die Schule wieder ruft, bin auch ich dabei!

Aufnahme Schersch

Die große und die kleine Welt

Von H. Reuter

Ein Abend im Februar. Eisblumen an den Fenstern. Der Wind fegt mit frostigen Stößen durch die Häuserzeilen. Manchmal hört sich sein Treiben wie Heulen, manchmal wie höhnisches Gelächter an. Die Menschen, die im Zimmer um den runden Tisch geschart sind, empfinden die Wärme des Ofens und den Schimmer der Lampe mit doppelter Heimeligkeit. Wunderbar, wie die Bratäpfel duften! Auch der Vater leugnet es nicht, daß er sich auf den Augenblick freut, in dem die Hausmutter den Zucker zum Zeichen der Vollendung darüber streut.

Seit anderthalb Monaten spielt ein geheimnisvolles Ding eine gewichtige Rolle. Am Heiligabend ist es aufgetaucht. Da fand der Hausherr auf seinem angestammten Geschenkplatz unter dem Baume ausnahmsweise keine Zigarren und Selbstbinder, aber dafür dieses wunderliche, einbeinige Geschöpf mit dem runden Kopf. Ein Globus ist es, eine Erdkugel.

Auch heute steht sie wie an so manchen Abenden auf dem behäbigen Familientisch. Sah sie anfangs ein bißchen nach Spielerei aus, so hat sich das längst geändert. Der Globus ist Gebrauchsgegenstand für den ganzen kleinen Kreis geworden. Wenn der Vater die Zeitung liest, mag er ihn nicht mehr entbehren. Von den Reise- und Abenteuerbüchern der Jungen fliegt immer wieder ein versonnener, suchender Blick auf den Erdball, um die Spuren berühmter Weltfahrer und deutscher See- und Lufthelden abzulesen. Seit Wochen haben die Mädchen herausgefunden, wo Balis paradiesische Träume weben oder aber wo eine deutsche Farm mit hunderttausend Kaffeesträuchern auf eine Gebieterin wartet.

„Mutti, ich weiß was", sagt plötzlich die Jüngste.

„Da bin ich neugierig", ermuntert eine liebe Stimme.

„Deutschland ist eine Insel!", posaunt der Kiekindiewelt.

Der Quintaner, der sich eben vom Rio de la Plata herbemüht hat, um die Offenbarungen des Nesthäkchens zu vernehmen, tippt verächtlich an die Stirne. Aber die kleine Weisheit läßt sich nicht aus der Fassung bringen.

„Deutschland ist eine Insel des Friedens! Das hat der Führer gesagt. Ich hab' es selbst im Rundfunk gehört!"

„Insel", sagt der Junge von oben herab, „ich höre immer: Insel. Wieso denn? Dreh doch den Globus halb herum. Dann siehst du, daß Deutschland keine Insel ist."

„Der Führer hat es doch selber gesagt", trumpft das vielversprechende Mägdlein ab.

Nun legt sich der Hausvater ins Mittel. Bisher hat er mit halbem Ohr zugehört. Seine Gedanken weilten woanders.

„Was ist denn eigentlich eine Insel?", fragt er.

„Wo Wasser drum herum ist", ruft die Kleine, die in ihm den Bundesgenossen im Kampfe gegen die Quinta wittert.

„Ein einsames Land, das mitten in einem See oder einem Meer liegt und ganz auf sich allein gestellt ist", ergänzt der Junge.

Der Vater nickt. Langsam dreht er die Erdkugel. Meere und Festländer gleiten schweigend vorüber. Die Blicke aller hängen plötzlich an den blauen Ozeanen, den farbenbunten Kontinenten, den roten Schiffahrtslinien und Verkehrswegen und den weißen Flecken der unerforschten Gebiete.

„Der Führer meint mit dieser Insel des Friedens natürlich keine Insel im erdkundlichen Sinne", sagt er bedächtig. „Aber was hat er denn eigentlich dabei im Auge?"

„Den Krieg zwischen Italien und Abessinien!", meint der eine.

„Die Sanktionspolitik", wirft eines der Mädchen ein.

„Die Bedrohung der Kulturwelt durch den Kommunismus", sagt der Aelteste.

„Langsam, langsam", wehrt der Vater mit einer feinen Geste ab, „wollt ihr damit sagen, daß sich Deutschland bewußt alle diese Irrungen und Wirrungen vom Halse hält?"

„Nun ja", erwidert einer von den Knaben, „die Worte sind doch so zu verstehen, daß in den meisten Ländern rings um uns herum die Gefahr einer kriegerischen Verwickelung besteht."

„Etwas anderes, glaubst du, meint er nicht?"

Als der Junge verneinend den Kopf schüttelt, sieht sich der Vater fragend im Kreise um. Eine der Töchter entgegnet:

„Denkst du vielleicht an die Zerstörung von innen her? An die Zersetzung der Völker durch Klassenhaß und Irrlehre?"

„Ganz gewiß", kommt die Antwort, „aber ich glaube, daß ein noch viel weiter reichender Sinn hinter diesem Wort von der Insel des Friedens steckt. Vielleicht kann ich euch ein bißchen auf die Sprünge helfen."

Eng schließt sich der Kreis um den runden Tisch zusammen. Das traulich warme Licht fließt auf blonde und dunkle Scheitel herab. Alle diese jungen Seelen lieben den Vater, der von ihnen als aufmerksamer und sehr erfahrener älterer Kamerad empfunden wird.

Der Vater hält nichts davon, einen gelehrten Vortrag zu halten. Man setzt sich nach des Tages Arbeit nicht um den runden Tisch, um Fachwissenschaft zu betreiben. Aber man soll die Kunst des häuslichen Gespräches pflegen. Sie fliegt einem nicht wie eine gebratene Taube in den Mund. Immerhin bringt die anmutige Leichtigkeit eines geschickt gezügelten Gespräches den Kindern im Handumdrehen Erkenntnisse bei, die sich mit Lesen und Auswendiglernen nie und nimmer erzielen lassen. So entwickelt sich in der kleinen Welt die fruchtbare Zwiesprache über die große Welt. Sie entsteht aus Frage und Antwort. Kein Zwang haftet ihr an. Wer in sein Buch gucken will, mag es ruhig tun, und wer nichts zu sagen und zu fragen weiß, der wird zu keiner Aeußerung gezwungen. Keiner ist zu alt und keiner ist zu jung, um an diesem mit wundervoller Natürlichkeit in einem vertrauten Kreise quellenhaft entstehenden Gespräch teilzuhaben. Hin und wieder regt der Vater eines der Kinder an, sich ein bestimmtes Stichwort aufzuzeichnen und in der städtischen Bücherei etwas darüber nachzulesen, damit man erführe, welche Bewandtnis es damit habe. Auch das Konversationslexikon, mit dem man monatelang nichts Rechtes anzufangen wußte, ist plötzlich aus seinem Dornröschenschlaf erwacht.

„Was steht im Brennpunkt?"

„Abessinien!", rufen mehrere, noch ehe die Frage zu Ende gestellt ist.

„Ist das alles?", lächelt der Vater.

„Ich weiß, was du meinst", meldet sich der Aelteste, „der Seeweg nach Indien ist das Entscheidende."

„Das klingt schon besser."

Leise dreht sich der Erdball. Sechs, sieben Augenpaare fahren zu Meer in das Wunderland. Aermelkanal, Atlantik, Gibraltar, Mittelmeer, Pord Said, Suez, Aden, Bombay, Colombo!

Mare nostro! Die Parole Italiens. „Unser Meer." Das alte Rom hat es beherrscht, wir sind seine Erben, sind wenigstens die Erben seines Geistes. Aber in Gibraltar versperren englische Forts den Eingang, britische Kreuzer furchen das glutheiße rote Meer — und schließen den Ausgang.

Die Zeitung her! Vor der spanischen und der marokkanischen Küste kreuzen neunzig französische Schlachtschiffe. Was steht hier? Daß die Türkei, ein Land, in dem ein genialer Geist einer neuen Jugend zum Durchbruch verhalf, im Ernstfall die Dardanellen sperren will? Und daß griechische Häfen — schnell einmal nachsehen, welche es sein können! — im Rahmen der Sanktionspolitik englischen Schiffen offenstehen werden!

„Die Gegenwart", sagt eines der Mädchen, „wird eigentlich zum Roman, zum abenteuerlichsten, den man sich denken kann, wenn man sich alles lebendig vorstellt, was hier auf dem Erdball geschieht. Da fahren Soldaten übers Meer, da starren schwere Schiffsgeschütze vor den Häfen."

„Kein Roman ist das, mein Kind", sagt der Vater, „das ist Geschichte."

„Was sind eigentlich die treibenden Kräfte?", wirft die Mutter ein.

Wieder setzen sich die Erdteile in Bewegung.

„Was wächst hier?", dabei zeigt der Vater auf Britisch-Indien.

„Baumwolle!", antwortet der Aelteste.

„Und in Aegypten?"

„Auch Baumwolle!"

„Wieviel Millionen Menschen", fragt der Vater weiter, „kennen heute auf der Erde kaum den Gebrauch von Kleidern?"

„Wieviel, weiß ich nicht", sagt einer der Jungen, „aber Hunderte müssen es schon sein, wenn man allein an Afrika und Asien denkt."

„Rund eine Milliarde!", ist die Antwort des Vaters, „und wer im Laufe der Jahrzehnte diese Menschen „anziehen" will, der muß eben Baumwolle haben. Merkt ihr etwas?"

„Daran haben wir noch niemals gedacht!"

Andere Rohstoffe werden ins Treffen geführt. Sie alle gedeihen und wachsen auf oder in dem Boden dieses Erdballes. Ihretwegen haben sich die Völker erschlagen, und dennoch sind sie aus dem Bild der Menschheit nicht wegzudenken. Erdöl! „Du, Hans, schreib' dir doch einmal auf, was du über die berühmte Leitung vom Irak nach dem Berge Karmel in Erfahrung bringen kannst . . ., wie lang sie ist, wie sie bewacht wird, wieviel Tonnen sie stündlich liefert!" Erdöl, Petroleum! Da wollen viele glauben, weil sie elektrisches Licht zu Hause brennen, das Zeitalter des Petroleums sei vorbei.

Ideen! Weltanschauungen! Es lohnt, sich einmal auf der Welt danach umzusehen, welchen Weg diese geistigen Mächte nehmen.

Ein Abend im Februar. Eisblumen an den Fenstern. Der Wind fegt mit frostigen Stößen durch die Häuserzeilen. Aber die Menschen, die im Zimmer um den Erdball geschart sind, empfinden die Wärme des Ofens und den Schimmer der Lampe mit doppelter Heimeligkeit. Ein wunderbares Band umschlingt sie. Sie sind — eine Familie. Und ihr Heimatland ist nach seines Führers Willen „eine Insel des Friedens". Von ferne wehen die Trompetenstöße des Zapfenstreiches herüber. O nein, taumelndes Europa, das ist kein Trotzdem, sondern ein Deshalb!

Woher hat der Junge das?

Von O. G. Foerster

Peters Eltern sind ratlos. Peter ist ein Trotzkopf, der das ganze Haus tyrannisiert. Wenn ihm irgend ein Wunsch nicht sogleich erfüllt wird, „bockt" er, fängt an zu heulen und schreit, als ob er am Spieß stecke. Wenn die Mutter ihm nach stundenlangem Spielen das Spielzeug wegnimmt und ihn zu den Schularbeiten schickt, bekundet er brüllend seinen Protest und schlägt mit der Faust auf den Tisch . . .

„Woher hat der Junge das bloß?" Diese Frage bewegt die Eltern bei solchen Szenen, und sie vermögen sie nicht zu beantworten. Es muß irgendwie angeboren sein!" meint Peters Vater.

Aber hier täuscht sich der Vater. Gewiß, Zeiten des Trotzes gibt es in der Entwicklung jedes Kindes. Doch ein achtjähriger Junge wie Peter, sollte längst ein gewisses Maß von Selbstbeherrschung besitzen, er müßte sich schon „zusammennehmen" können. Das aber hat Peter nicht gelernt. Die Eltern haben es zwar an Belehrungen und energischen Worten nicht fehlen lassen. Damit ist es indessen bei der Erziehung zur Selbstbeherrschung nicht getan.

In einer so engen Gemeinschaft, wie die Familie es ist, spielt das Vorbild eine sehr bedeutende Rolle. Das Kind erwirbt manche gute und böse Eigenschaft durch die Nachahmung des Verhaltens seiner Eltern, die seine natürlichen Vorbilder sind. Und da kommen wir auf einen wunden Punkt! Peters Vater nämlich, der sich den Kopf über die Ursachen von Peters Unbeherrschtheit zerbricht, ist — bei aller Gutmütigkeit — ein jähzorniger Mann. Es tut ihm hinterher stets leid, wenn er bei irgend einem Meinungsstreit mit seiner Frau die Faust auf den Tisch donnern ließ oder seine Stimme grollen ließ, daß die Wände zitterten. Und der Streit war stets schnell wieder vergessen. Schlimm aber war es, daß Peter mit dabei war und zusah, wie der Vater seiner Erregung so stürmischen Ausdruck gab. Gerade solche Ausbrüche des Triebhaften aber werden vom Kind instinktiv stark beachtet und nachgeahmt. Der Mangel an Selbstbeherrschung, wie er sich, wenn auch nur selten, im Verhalten des Vaters zeigte, übte einen stärkeren Einfluß auf Peter aus als alle Ermahnungen. Es war das Vorbild des Vaters, das seinen Trotz stärkte und ihn unbeherrscht werden ließ.

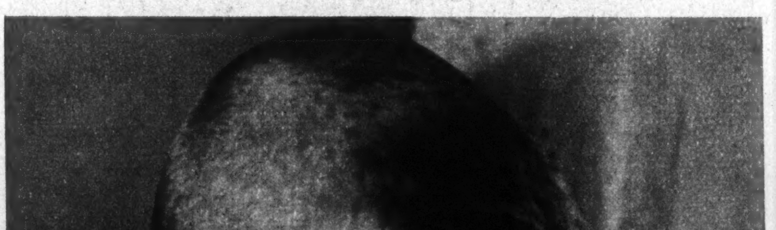
*

Von dem vorletzten deutschen Kaiser Friedrich III. gibt es eine sehr nette Anekdote. Als er noch Kronprinz war, kam einmal der Erzieher seiner Kinder zu ihm und beklagte sich, daß Prinz Wilhelm sich das Fluchen angewöhnt habe und so unprinzliche Ausdrücke wie „verdammt" und „Gottsdonner" gebrauche. Der Kronprinz schüttelte erstaunt den Kopf und sagte nachdenklich: „Teufel nochmal! Ich möchte wissen, wo der verdammte Bengel das her hat!" Wir wissen nicht, was wahr an dieser Geschichte ist, aber sie zeigt sehr anschaulich, wie unbewußt manchem das schlechte Vorbild bleibt, das er seinem Kinde gibt. Die kindliche Nachahmung bevorzugt alles das, was der Verständigung innerhalb der Familie dient, z. B. das Gebärdenspiel oder die Sprache. Wo die Eltern undeutlich, nachlässig oder fehlerhaft sprechen, ist die Sprechweise des Kindes nicht viel anders.

Auch in der Sprachpflege und Sprecherziehung wirkt das Vorbild Wunder. Der Kampf gegen Freumd- und Modewörter, den die deutsche Schule zur Reinerhaltung unserer Muttersprache führt, bleibt

Aufnahme Elisabeth Hase

Naschpeter



erfolglos, wenn das Kind in seiner häuslichen Welt immer wieder solche Fremdbrocken hört, wieviel Fremdwörter mischen die Eltern oft noch gedankenlos in ihre Unterhaltungen! Hier sei nur eine kleine Auswahl wiedergegeben: egal, passieren, reservieren, direkt, kolossal, extra, gratis, privat, renovieren, riskant, blamieren — oder Wörter jüdischen Ursprungs: koscher, pleite, Schmu machen, schofel. All diese Fremdlinge wandern schnell in den Sprachschatz des Kindes und machen alle Bemühungen um ein reines Deutsch zunichte. Das gleiche gilt von Modewörtern wie „verheerend, erstklassig, blendend, richtiggehend" und ähnlichen unschönen Ausdrücken. Wenn manche Eltern sich in dieser Hinsicht weniger gehen ließen und ein wenig mehr auf ihre eigene Sprache achteten, würden sie durch gute sprachliche Vorbilder der Sprachentwicklung des Kindes mehr nützen können, als der Sprachunterricht in der Schule dies vermag.

*

Eine Grundlage aller Erziehung ist das Vertrauen. Das kindliche Vertrauen zu seinen Erziehern aber wird erschüttert, wenn ihr eigenes Verhalten mit den Mahnungen und Belehrungen in Widerspruch steht, die sie dem Kinde erteilen.

Wie sieht der Tisch wieder aus, Klaus!" schimpft die Mutter. „Wenn du deine Schularbeiten gemacht hast, sollst du alles abräumen und die Bücher in den Schrank legen. Ordnung mußt du lernen, sonst bringst du's zu nichts!" Wenn es dann aber häufig vorkommt, daß die Mutter ihren Nähtisch oder der Vater den Schreibtisch in ähnlichem Zustande verläßt wie Klaus seinen Arbeits- und Spieltisch — dann tauchen Zweifel in der Seele des Kindes auf. Ich soll Ordnung halten, damit ich es zu etwas bringe, denkt Klaus, und der Vater und die Mutter halten keine Ordnung und haben es doch zu etwas gebracht...

Aehnlich werden Mißtrauen und Zweifel im Kinde geweckt, wenn etwa die Mutter dem Vater erzählt, das neue Kleid koste nur zehn Mark, und Grete war selbst dabei, wie die Mutter fünfzehn Mark bezahlte. Wie stimmt dieses Beispiel mit dem oft wiederholten Gebot zusammen: „Du sollst nicht lügen!" . . . Das Vertrauen des Kindes zu seinen Eltern ist etwas Kostbares und Heiliges, das man nicht durch solche Widersprüche und schlechte Beispiele zerstören sollte.

*

Erziehung durch gutes Vorbild wird stets um so mehr Erfolg haben, je deutlicher seine Gefühlsseite ist. Ein Vater, der mit Freude und Schaffenslust seine Arbeit tut, wird mit diesen Eigenschaften seinen zusehenden Jungen leichter „anstecken" und zur Nacheiferung bewegen als jemand, der mit kühler Pflichttreue an sein Werk geht.

Jugend will begeistert sein, begeistert für große Gedanken und Ziele, für kühne Taten und kraftvolles Leben. Solche Begeisterung aber wird vor allem durch Vorbilder geweckt, denen das Kind nachstreben kann. In seinen Eltern findet es die ersten Vorbilder, die Führer zu jenem zielstrebigen Idealismus, wie er jedem echten deutschen Jungen und Mädel eigen ist. Idealismus sollte darum auch im Elternhaus lebendig sein, an ihm muß sich die erste Begeisterung des Kindes entzünden können.

Unsere Gegenwart ist reich an wahrhaft großen Gedanken und Aufgaben. Opferwille, Kameradschaftsgeist, Treue zu Nation und Führung, Hilfsbereitschaft — all dies fordert diese Zeit von uns. Die Erfüllung dieser Pflichten und Aufgaben aber muß in begeisterten und frohen Herzen wurzeln, um mehr zu sein als „Mitmachen" und Gewohnheit. Der einzelne findet in der freudigen Mitarbeit am Aufbau des Vaterlandes einen neuen beglückenden Sinngehalt des Lebens. Aus solchem frohen und begeisterten Tun aber werden die Tugenden des deutschen Menschen auch in die Seelen unserer Kinder hineinströmen. Begeisterung weckt Begeisterung, das edle Vorbild erzeugt den Willen zur Nacheiferung.

Das gute Vorbild wirkt mitformend an Entwicklung und Wesen unserer Kinder. Nicht allein die Eltern, auch die Lehrer, die Kameraden und Führer unserer Jugend geben dem Kinde durch ihr Vorbild manche Eigenart und manche Kraft mit auf den Lebensweg. Diese Tatsache aber birgt eine große Verantwortung für alle Erzieher und Miterzieher. Sorgen wir dafür, daß das Vorbild, das wir unseren Kindern bieten, ein klares Bild unseres Wesens sei und daß es nicht im Widerspruch zu dem stehe, was wir von dem Kinde erwarten und fordern!

Kleine Dame Aufnahme Presse-Illustration Hoffmann

Großstadt — Heimat?

Von Dr. A. Marx

Heimat — dieses schöne Wort hat endlich wieder seinen guten Klang gefunden. Ein geheimnisvoller Zauber umspannt es; sprechen wir es aus, dann steigen vor unseren Augen wohl Bilder auf von Wiesen und Feldern, Bergen und Tälern, von brandenden Wogen oder rauschenden Wäldern. Dazu ein kleines, verwunschenes Dörflein mit breitgelagerten Höfen und kleinen Häusern und einer stolz aufragenden Kirche, dessen Glockenton wir zu hören vermeinen. Das sind Bilder, sobald sie sich uns aufdrängen, packt uns, die wir in der Großstadt geboren sind, die alte Sehnsucht. Gewiß, das Wort Heimat verbindet sich immer mit Acker, Wald und Meer, mit Berg und Tal und den ihnen dienenden Menschen. Wie aber, muß das heißen, daß die Großstadt niemals Heimat sein kann? Ist ihre geschichtliche Vergangenheit für unsere in der Großstadt geborenen Jungen und Mädel ohne Wert? Ja, ist das Wissen um diese Vergangenheit wie eine drückende Last für sie?

Kein Mensch kann werden ohne „die verehrende Bejahung des Gewordenen", darum ist es unsere Pflicht, der Großstadtjugend die Stadt wertzumachen, in der sie geboren und aufgewachsen ist. Die Aufgabe der Erziehung, wie sie vornehmlich in Elternhaus und Schule ausgeübt wird, kann nicht die Erweckung einer Kleinstadtromantik sein; die in der Großstadt geborene und dort heranwachsende Jugend muß in dieser Stadt die engere Heimat sehen

lernen. S
waist und
Umkehrung
macht frei!
steht sich n
muß gewon
zu ihr gew

Einen
Gymnasium
Arbeit eine
Pappe, Fa
Der Lohn
dann von d
Zeit zu erh
wordene Ve
der alltägli

Die A
Bilder zeig
lichst viele
Charlottenb
getilgt hatt
einzelnen A
bewaffnet,
Stelle nach
wirklich ein

unten rechts: Das „Spukhaus und die alte Cauersche Anstalt", die Vorläuferin des Kaiserin-Augusta-Gymnasiums

uß das, damit sie nicht abseits steht und sich ver-
nütterlich behandelt vorkommt. (Daß daneben die
mittelalterlichen Satzes: „Das Land, nicht die Stadt
das Denken der Jugend Eingang finden muß, ver-
) Belehrung allein tut es nicht; der ganze Mensch
werden, damit mit der Heimatkenntnis auch die Liebe
wird.

n Weg hierzu hat das Staatliche Kaiserin-Augusta-
Berlin-Charlottenburg gezeigt, als es in mühevoller
eil von Charlottenburg vor hundert Jahren aus
Papier, Holz, Leim und Plastelin auferstehen ließ.
es Beginnens war nicht ein Schaustück allein, das
Stadtverwaltung übernommen wurde, um es für alle
n, der Gewinn war ein größerer: die lebendig ge-
gangenheit der Schulheimat, die zum bewußten Erleben
Umgebung führte.

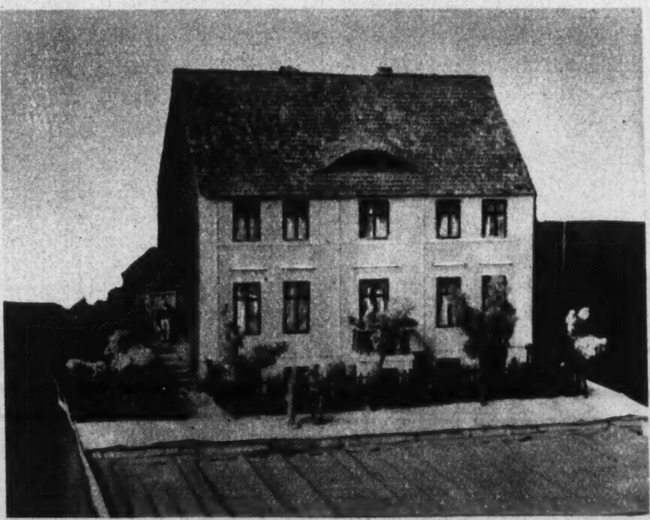
hrung dieses Modells, von dem wir verschiedene
durfte natürlich nur wenig kosten, mußte aber mög-
gen binden. Da die schnell aufgeblühte Großstadt
die baulichen Reste ihrer Vergangenheit fast völlig
ußten Chroniken studiert werden. Daneben zogen in
strupps die Klassen, mit Zeichenblock und Bleistift
die Nachbarstraßen der Schule, um an Ort und
n Zeugen der Vergangenheit zu suchen. Es war
ühevolle, zeitraubende Arbeit, die nicht nur Lehrer

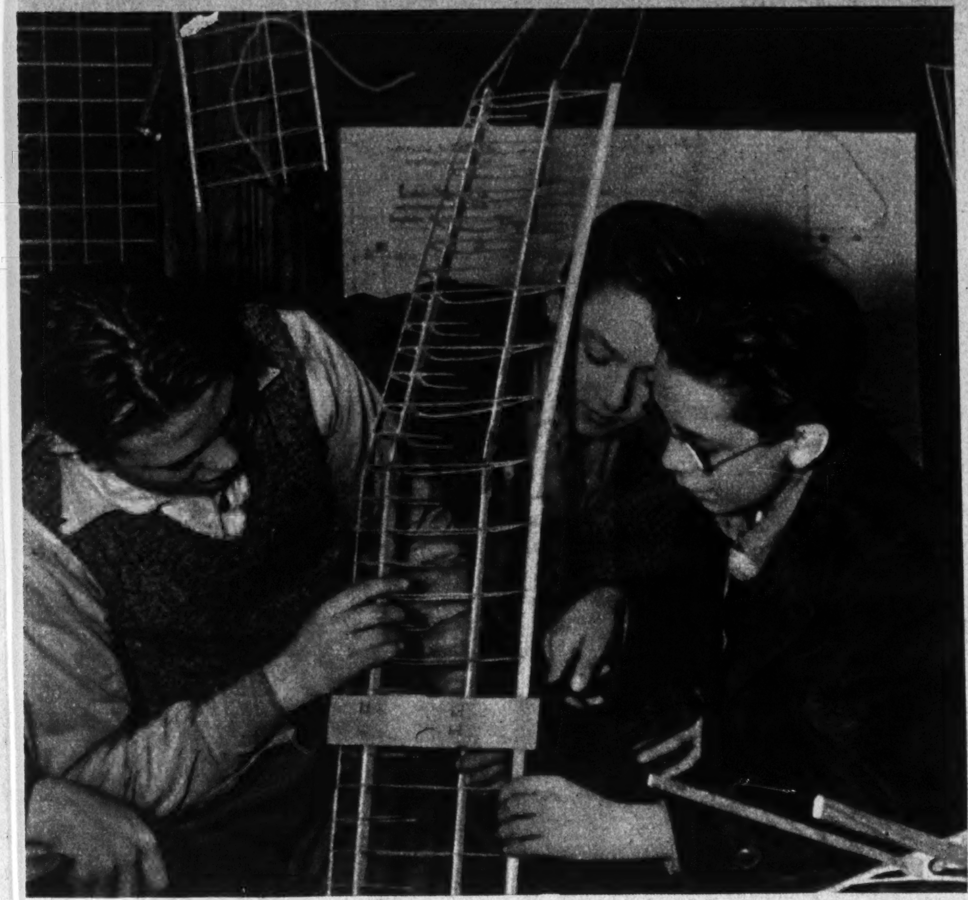
und Jungen beschäftigte, sondern darüber hinaus das Elternhaus begeisterte. Und das darf man schon sagen: manche Anregung ist von hier aus in die Schule gelangt und hat mit dazu beigetragen, das Werk zu vollenden. Aber es war auch eine Gemeinschaftsarbeit von vielseitigem Wert. Sie erstreckte sich vom Entwurf des Modells, über die Beschaffung und Beurteilung des Baustoffes, die material- und maßgerechte Arbeit, bis zur Aufstellung des Modells und stellte an Fleiß und Sorgfalt jene Ansprüche, die eine der unerläßlichen Grundlagen für die Erziehung unserer Jugend sind. Wieviel Hintergebäude, Gärten, Felder, ja, ein ganzer Friedhof, mußten angefertigt und angelegt werden! Das Gesamtbild mußte Farbe und Leben erhalten; Straßen und Wege waren zu ziehen, Zäune anzulegen, Bäume zu pflanzen. Und durch diese „Spielzeugstadt" wanderten mehr als 200 Plastilinfiguren, von denen manche in den Augen eines Bildhauers Anerkennung fanden.

Wichtiger aber als die technische Seite dieser Gemeinschaftsarbeit war wohl ihre bildende Kraft: die mühsame Beschäftigung mit jedem einzelnen Gegenstand zwang unwillkürlich dazu, sich auch gedanklich mit ihm abzugeben. Damit wurde der Junge vertraut mit der geschichtlichen Vergangenheit seiner Schulstadt, und er erkannte plötzlich, daß auch die Großstadt nicht einfach „Umwelt" ist, deren Einfluß auf Wachstum, Form und Lebensschicksal man hinnehmen muß, sondern auch Ausdruck einer Gemeinschaft sein kann.

Hier aber setzt die Erziehung und Führung durch Schule und Elternhaus ein: die jungen Menschen sollen angeleitet werden, ihre heimatliche Umwelt bewußt zu erleben. Die Ausstellung, die diese schöne Modellstadt zeigte, hat dieses Ziel gesucht und erreicht. Aber größer als die Bewunderung des aufgebrachten Fleißes war die unmittelbare Wirkung des Modells auf die Eltern. Wer von ihnen hatte wohl schon die Tatkraft aufgebracht, über seine berufliche und häusliche Tätigkeit hinaus heimatgeschichtliche Studien zu treiben? Hier aber gaben unsere Jungen das Wissen, das sie sich selbst durch die Arbeit an diesem Schaustück erworben hatten, nun als Führer und Erläuterer weiter, nicht in auswendig gelernten und dahergeplapperten Sätzen, wie man sie oft bei Schloß- und Museumsführungen hören kann, sondern in selbständiger und freier Gestaltung ihrer Kenntnisse, voll Begeisterung und voll Stolz auf die heimatliche Stadt. Eben das soll erreicht werden, daß die jungen Menschen „die Kräfte suchen und finden, die als Ursachen zu jenen Wirkungen führen, die wir als geschichtliche Ereignisse vor unseren Augen sehen" (Adolf Hitler). Denn „der Mensch fußt wesensgemäß auf Geformtem, *das ihn mitformt*, doch er wirkt in die noch ungeformte Zukunft, *indem er sie mitformt*".

oben: Das alte Rathaus von Charlottenburg;
unten: Das Luisen-Gemeindehaus





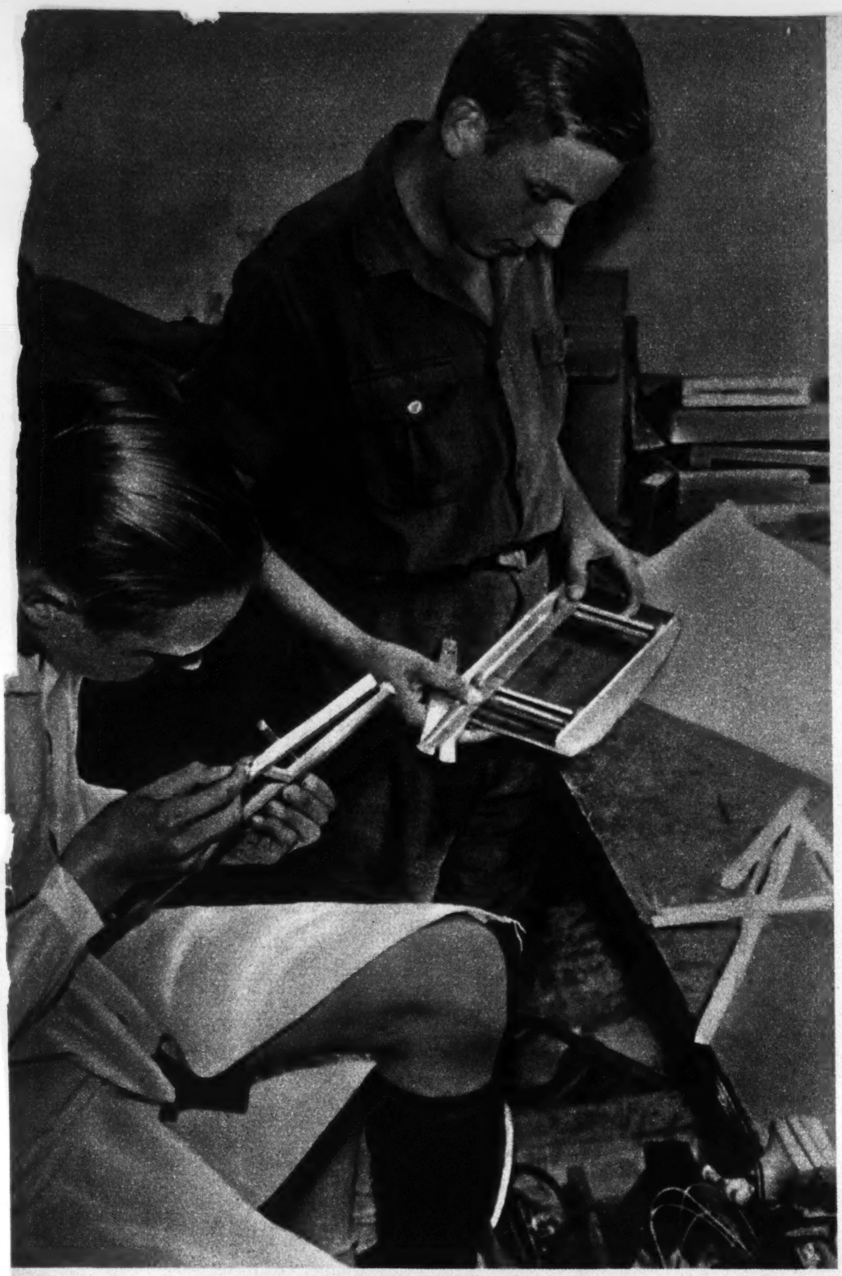
Schule und Luftfahrt

Von Schulrat August Mertens

mit 5 Aufnahmen von Schersch

Vor kurzem hat der Reichsluftfahrtminister in enger Verbindung mit dem Reichserziehungsminister in den Räumen des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht in Berlin eine Ausstellung „Schule und Luftfahrt" eröffnet. In den ersten Tagen des März schon wird diese außerordentlich anregende Ausstellung ihren Weg durch ganz Deutschland antreten, damit stärker als bisher Lehrer und Schüler sich dem Segelflugzeug- und Modellbau widmen. Gleichzeitig aber strebt die Reichsregierung an, vor allem auch das deutsche Elternhaus für dieses neuzeitlichste aller Unterrichtsfächer zu gewinnen.

Segelflugzeug-Modellbau — ein Unterrichtsfach? wird manch Elternpaar erstaunt fragen, vielleicht wird es auch die Stirn runzeln und meinen, daß dadurch die Kinder noch mehr abgelenkt werden, „etwas Ordentliches zu lernen". Bedeutet diese neuartige, einen großen Einsatz fordernde Arbeit nicht doch eine zu starke Belastung, sowohl für die Kinder als auch für Lehrer und Eltern? Gewiß, der Junge ist wie versessen auf seine Modelle, von jedem Steinhaufen läßt er die Dinger fliegen, und die Schwester hat er auch



schon damit angesteckt. Wo soll das hin? Nun sprechen die Kinder schon seit Tagen davon, daß sie im Sommer während der Ferien am Flugwettbewerb teilnehmen wollen.

Andere Eltern werden diese neue Art des Unterrichts auch schon aus dem Grunde ablehnen wollen, weil ihr Junge kein Flieger werden soll; er soll später das väterliche Geschäft bekommen — wozu also diese Kraft- und Zeitverschwendung?

Wir wollen uns eins merken: unsere Jugend steht zum Leben anders als wir in unseren Jugendtagen. Wir waren auf das Lernen eingestellt; damit standen wir aber auch sehr oft neben dem Leben und seinen Forderungen, eben, weil das Leben zuoft den Weg nicht in die Schulstuben fand. Heute ist das ganz anders, heute ist das Denken und Wollen der Jugend ganz der Wirklichkeit und den Forderungen der völkischen Gemeinschaft zugewandt.

Wozu wird nun aber der Segelflugzeug- und Modellbau in jede Schule bis in die entfernteste Dorfschule betrieben? Soll damit den Jungen der zukünftige Beruf zugewiesen werden?

Diese Frage kann man mit Ja und auch mit Nein beantworten. Das ist klar: Nicht jeder Junge kann Flieger werden, so sehr sich die Jugend auch für diesen Beruf entscheidet. Wie überhaupt sich ein gesunder Junge immer für einen Beruf entscheidet, der Schneid und Einsatz-

bereitschaft von ihm verlangt. Aber mittelbar hat die Fliegerei ein kaum übersehbares Heer von Facharbeitern in seinen Bereich gezogen: Ingenieure, Zeichner, Konstrukteure, Modelltischler, Spezialschlosser, Motorenbauer, Former, Dreher, um nur ein paar Berufe zu nennen. Es sind natürlich viel, viel mehr, die mit Flugzeug, Zeppelin usw. zusammenhängen. Von jedem aber wird höchste fachliche Leistung verlangt, denn nur dann erst ist die Gewähr gegeben, daß der einsame Pilot dort oben in den Lüften nicht den Tod findet. Um die Frage geht es also: Wie bilden wir unsere Jugend vor, damit wir einen Stamm von verantwortungsvollen Männern erziehen?

Das Rad der Geschichte läßt sich nicht zurückdrehen. Immer wieder müssen wir uns an diese unabänderliche Tatsache erinnern, um all das zu verstehen, was sich in wirtschaftlicher Hinsicht genau so geändert hat, wie im Wollen und Ringen unserer Jugend von heute. Mit der Erfindung des Luftfahrzeugs ist wohl ein uralter Menschheitstraum in Erfüllung gegangen, zugleich aber wies dieses Luftfahrzeug dem Menschen ganz neue Wege des Verkehrs und — des Krieges. Wollen wir jedweden Krieg verhindern, dann müssen wir so stark sein, daß dem Angreifer die Lust dazu schon von vornherein vergeht. Und der Starke hat ihn nicht zu fürchten, den mörderlichen Streit, nur der Schwache wird überfallen. Deshalb nur allein hat der Führer die Luftwaffe geschaffen, damit wir in friedlichem Wettbewerb die eigene Scholle pflügen können. —

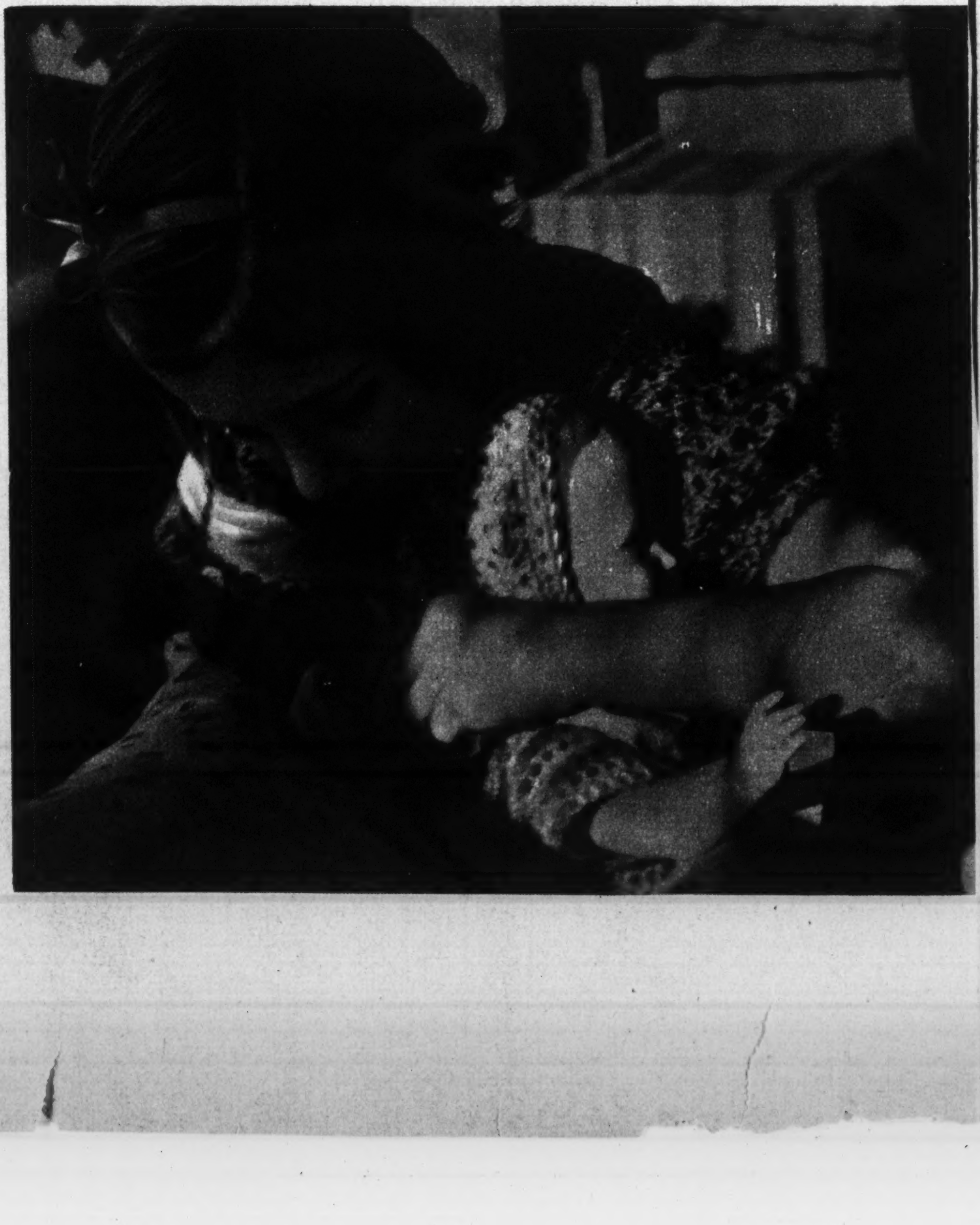
„Luftfahrt tut not!", das Wort des Befehlshabers der deutschen Luftwaffe ist gesprochen worden aus tiefster Ueberlegung. Unsere Jugend hat diesen Ruf gehört; sie redet nicht lange um dieses Wort herum, sondern handelt. Bis in die entlegendsten Dörfer hinein, hat sie Arbeitsgemeinschaften gebildet, an denen auch das Elternhaus Anteil nimmt. Die Zeit wird kommen, sie ist nicht mehr fern, da wird es kein Elternhaus mehr geben, das nicht lebhaften Anteil nimmt an diesem Neuem, diesem Zeitgebotenen des Unterrichts. Und dann werden wir die Arbeits- und Volksgemeinschaftsschule haben, die jene Lernschule abgelöst hat, deren Ziel und Streben oftmals nur auf die Heranbildung von Musterschülern abgerichtet war, die dann später oftmals hilflos dem Leben gegenüber standen. Was uns nottut, ist ein Geschlecht von Menschen, deren charakterliche und wissenschaftliche Bildung die Gewähr bietet, daß ihr Tun und Handeln nicht mit den Lippen, sondern mit der Tat das Reich des deutschen Menschen baut.

Darum, Vater und Mutter, steht nicht abwartend abseits, sondern wagt den Sprung in die Welt der Jugend, es ist eine wunderbare Welt, in der jeder seinen Mann zu stehen hat; in der nicht Gunst und Gaben, sondern Können und Wollen entscheiden; in der unsere Jugend schon ganz zu Hause ist. Macht es den Jungen und Mädel nicht schwer, helft ihnen, den Weg zu gehen in ein schöneres Deutschland als unser es einst war, in ein Deutschland, das in Wahrheit das Vaterland seiner Kinder aller ist.

Das Kind und seine Puppe

Von Meta Brix

5 Aufnahmen von Scherz-Wauer



Fröhlich verspielt und auch wohl mit kleinen Sorgen um die geliebten Puppenkinder — denn was sollte das Kind wohl sonst für Sorgen haben? —, so geht der eine und der andere Tag der kleinen Helga zu Ende.

Mutti gibt den Gute-Nacht-Kuß. „Schön schlafen jetzt, Kind! . . .“ Sie läßt das Kind allein und setzt sich mit einer Arbeit in das Nebenzimmer zu einer ruhigen Stunde.

Aus dem Schlafzimmer kommen leise Worte, die Mutter lächelt. Sie kennt das, es sind Helgas heimliche Abendgespräche mit der Puppe in ihrem Arm.

„Komm, zieh' jetzt das Mäntelchen an, wir wollen zur Oma gehen . . . und ganz artig mußt du bei der Oma sein, hörst du!

Aber Kind, was ist denn das! Da hast du ja schon wieder ein Loch im Kleidchen! Das kommt davon, weil du immer so tobst!

Und wo sind jetzt wieder die Handschuhe? Das weißt du nicht? Unordentliches Mädchen, schäme dich!

Und nun komm aber — siehst du, da hätte ich über deiner Trödelei beinahe die Zeitung vergessen.“

Kleine Pause. Ein abgrundtiefer Seufzer. Ein Seufzer, der bei der Mutter im Nebenzimmer ein Echo findet.

Da hebt das Stimmchen wieder an und legt jetzt Ungeduld und Unfreundlichkeit in den Ton:

„Nun sitz' doch schon still, Kind — — ja, der Zug fährt sehr weit fort —“ zaghaft wieder das fragende Stimm-

chen: „Mutti, was ist denn das für ein Turm?" Und mit tiefem Ton und barsch die Antwort: „Das weiß ich auch nicht. Frage nicht immerzu, du siehst doch, daß ich lese."

Die Mutter im Nebenzimmer hat ein ernstes und nachdenkliches Gesicht bekommen. Sie denkt daran, daß die Großmutter heute fragte, warum denn das Kind so still wäre. —

Sie schluckt ein bißchen so, als ob was in der Kehle sitze. Dann geht sie zu ihrem kleinen Mädel hinüber, zieht die Decke zurecht, auch über das Puppenkind, streicht liebevoll über das Köpfchen ihrer Kleinen. „Schlafe jetzt, mein Mädelchen."

Ein Gute-Nacht-Kuß noch, der viel mehr sagt, als das Kind verstehen kann. Dann huschelt sich das Kind mit der Puppe zusammen, zärtlich, leise, wie im Schlaf schon.

★

Großes Geschrei!

„Mutter, Werner hat wieder mit meiner Puppe gespielt!"

„Aber Werner", sagt Mutter vorwurfsvoll, „du bist doch ein Junge! Ein Junge muß doch nicht grad mit Puppen spielen!"

Werner setzt sein mürrisches Gesicht auf, wirft der Schwester heißgeliebtes Puppenkind in den Puppenwagen, was einen entrüsteten Aufschrei zur Folge hat, steckt beide Fäuste in die Hosentaschen und wendet sich ab. Sagt noch im Hinausgehen: „Sag bloß nicht wieder, daß ich mitspielen soll!"

Mutter sieht ihrem Jungen nach und fühlt, daß sie ihm jetzt doch wohl unrecht getan hat.

„Gretchen, richtig war es wohl nicht, daß wir den Werner nicht auch mal mit der Puppe spielen lassen, nicht?"

„Warum denn, Mutti? Ist doch meine Puppe!"

„Ja, sieh mal, dürfen wir den Werner auslachen, wenn er mal mit deiner Puppe spielt? — Wie ist das Mädel, — darf der Vater dann auch mit seiner Tochter spielen? Er nennt dich doch manchmal sein „Püppchen"!"

„Ooch — aber, Mutti!"

Mutter hat das eben gesagt, weil ihr die Erinnerung gekommen ist an zwei kleine Begebenheiten, die sie beobachtet hat. Einmal fand sie den Buben, wie er in Abwesenheit der Schwester mit der Puppe spielte, und er tat das sehr zart und behutsam. Und diese ritterliche Rücksichtnahme zeigte sich dann auch bei der anderen Gelegenheit: Grete zog mit Werners Wagen im Garten herum, hatte sich dann hineingesetzt und dem Bruder zugerufen, jetzt solle er sie mal spazierenfahren. Das hatte dem Jungen nicht gepaßt. Streit also. Grete sollte aussteigen, Grete wollte aber nicht! Werner wurde böse, denn schließlich war es sein Wagen, und die Schwester hatte schon lange genug damit gespielt. Er stand vor dem Wagen und überlegte — dann packte er zu. Fest und doch ritterlich (wie bei der Puppe, hatte Mutter gedacht) hob er die Schwester aus dem Wagen und setzte die Verdutzte dann behutsam ins Gras. Dann fuhr er davon.

Püppchen und Soldaten

Ein Tanzspiel für kleine Buben und Mädchen

von Erwin Jäkel und Walther Jüngst

Püppchen:

Niedlich kleine Püppelein
dreh'n sich wie ein Kreiselein.
(Wird wiederholt!)
(Die Püppchen nehmen Hüftstütz und drehn sich — mit geschlossenen Füßen hüpfend — um sich selbst.)

Soldaten:

Tromm — tromm — tromm, tromm — tromm — tromm,
hört ihr nicht — Soldaten komm'n!
(Wird wiederholt!)
(Die Soldaten knien, setzen sich dabei auf ihre Fersen und schwingen die Arme nacheinander hoch und schlagen mit der rechten Faust auf den linken Oberschenkel, mit der linken auf den rechten.)

Püppchen:

Soldaten! Ihr vielen —
wollt ihr mit uns spielen?
(Wird wiederholt!)
(Sie hopsen vorwärts und heben dabei die Arme hoch — mit den Händen winken. Bei der Wiederholung hopsen sie wieder zurück.)

Soldaten:

Links, rechts — gleicher Schritt —
bleibt zu Haus — dürft nicht mit!
(Wird wiederholt!)
(Im strammen Marsch werden die Beine recht hoch geworfen. Am Ende machen sie eine schnelle Wendung und marschieren zur Wiederholung zurück.)

Püppchen:

Kommt, wir machen Haschespiel —
nur wer faul ist, läuft nicht viel.
(Wird wiederholt!)
(Die Püppchen fassen sich bei den Händen und laufen vorwärts bis zu „viel". Hier drehen sie sich herum und laufen wieder zurück, dabei sprechen sie das Verschen noch einmal.)

Soldaten:

Hopp — hopp — hopp —
wir reiten im Galopp.
(Wird wiederholt!)
(Dabei reiten sie auf ihren Stäben wie auf einem Steckenpferd. Wenn das Verschen zu Ende ist, wiederholen sie es noch einmal und reiten zurück.)

Püppchen:

Der Wind bläst ja mit Saus und Braus
durch die Bäume — kommt nach Haus!
(Wird wiederholt!)
(Die Püppchen heben die Arme hoch und beugen sich abwechselnd nach links und rechts.)

Soldaten:

Ihr sollt lieber Kinder wiegen!
Wir woll'n starke Muskeln kriegen!
(Wird wiederholt!)
(Sie fassen den Stab mit beiden Händen, machen abwechselnd Kniebeuge und strecken dabei den Stab vor. Dann wieder Grundstellung.)

Püppchen:

Ach — wie seid ihr doch so dumm!
(Die Püppchen fassen sich bei den Händen und verbeugen sich zweimal. Bei „dumm" klatschen sie in die Hände.)

Soldaten:

Gebt Feuer! Bumm — bumm — bumm!
(Die Soldaten knien sich schnell hin und schießen. Dabei fallen die Püppchen um.)

Aufnahme Herbert Fichtner

Vom Briefeschreiben

„Großvater hat morgen Geburtstag, Herbert, du mußt ihm einen Brief schreiben. Du weißt, Großvater erwartet das, und du weißt auch, wie er sich darüber freut," sagte die Mutter. Und Herbert mit allen Zeichen des Mißvergnügens: „Was soll ich denn schreiben? Ich weiß nichts. Kaufe doch eine Glückwunschkarte, da brauche ich nur meinen Namen drunterzusetzen. Eine Karte genügt ja auch." Es entspinnt sich eine höchst unerfreuliche Debatte zwischen Mutter und Sohn, in der schließlich die mütterliche Autorität obsiegt. Und Herbert kramt sein Schreibzeug hervor und einen Briefbogen — den kleinsten, den er in Vaters Vorrat entdeckt — und schreibt einen Brief. Es dauert lange, sehr lange, ehe er fertig ist. Mutter hat sich während dieser Zeit über ihren Jungen fortgesetzt ärgern müssen. Schon nach wenigen Sätzen wollte er aufhören. „Ich weiß nichts mehr", war seine ständige Behauptung, und als die Mutter ihm riet, doch dem Großvater etwas von seinen Erlebnissen in der Schule, auf dem Sportplatz und mit seinen Kameraden zu erzählen, behauptete er: „Ich habe doch nichts erlebt." Die Mutter war außer sich über diesen Einwand und erinnerte Herbert daran, daß er doch heute, als er von der Schule nach Hause kam, die lustige Geschichte erzählt hätte von dem Hund, der in die Klasse geschlichen war, und während der Unterrichtsstunde allerhand Allotria getrieben hatte. Das zu hören, würde den Großvater doch auch freuen. Und Herbert: „Ja erzählen, das ist leicht; aber schreiben — —!"

Wir wissen, wie Herberts Brief ausgefallen ist. So ein richtiger „Schulbrief" ist's geworden. Steifer und gedrechselter Aufsatzstil. Mit Wendungen, die der Junge in seinen frischen Erzählungen nie gebraucht, die gar nicht zu ihm passen. Die aber auch in seinen deutschen Aufsätzen zu finden sind, wozu dann der

Von Johannes Otto

Lehrer mit roter Tinte am Rand vermerkt: „Schreibe doch nicht so geschraubte Sätze, drücke dich doch einfacher, natürlicher aus!" — —

„Malchen. Wenn ich dich in einiger Zeit nicht geschrieben habe, so ist die uhrsach meine ville geschesste und ein verdammtes Fiber gewesen, nun bin ich es Gott sey Dank loß und befinde mich wider wohl — —." So beginnt ein Brief, den Blücher, der große preußische Feldmarschall der Freiheitskriege, an seine Frau schrieb. Was ist es denn, was uns noch heute aus diesen Zeilen so stark anspricht? Ueber das wunderliche Deutsch und die noch wunderlichere Rechtschreibung, die uns einen Augenblick lächeln lassen, sehen wir bald hinweg; denn wir spüren den Menschen Blücher, wie er war, männlich, vollsaftig, preußisch einfach und doch so zart, so ganz er selbst. Und hierin liegt das Geheimnis jedes echten Briefes. Er soll und muß ein Stück Selbst des Schreibers sein; anders wird er weder den befriedigen, der ihn schrieb, noch den, an den er gerichtet ist. Wie das zu erreichen ist, hat einmal jemand in die Formel gekleidet: Schreibe nur das, was du ohne Zwang in deine Muttersprache, in deine dir geläufige Mundart, übersetzen kannst. In ihr gibt es keine hohlen, nichtssagenden oder gar verlogenen Phrasen! —

„Schreiben Sie gern Briefe?" In neunzig von hundert Fällen ist die Antwort ein entsetztes: „Um Gottes willen!" Und weshalb? Briefschreiben — sagt man oder entschuldigt man sich — paßt nicht mehr in unsere Zeit. Das Tempo unserer Tage läßt nicht mehr diese Ruhe, diese Bedächtigkeit und Besinnlichkeit aufkommen, die jeder Brief, der diesen Namen wirklich verdient, zur Voraussetzung hat. Wir greifen lieber zur vorgedruckten Glückwunschkarte oder zum Telegrammformular oder nehmen noch lieber den Hörer des Fernsprechers in die Hand, um unsere Gedanken zu übermitteln. Die Zeiten der Romantik, in denen Briefschreiben eine selbstverständliche und gern geübte Gepflogenheit war, sind vorbei. Der wirklich echte Brief wurde endgültig zu Grabe getragen, als uns die Technik den Telegraphen, das Telefon und — die Schreibmaschine bescherte.

Man muß die Abneigung des heutigen Menschen, Briefe zu schreiben, bedauern. Ist doch der Brief das Bindemittel zwischen den einzelnen Familiengliedern, die das Schicksal zerstreute und ein Mittel zur Pflege des Familiensinnes, dessen Wiedererweckung und Wiedererstarkung uns die neue Zeit bescherte, und auch zur Pflege des Gemütes. Trotz aller Betriebsamkeit um ihn herum sollte sich dann und wann auch der moderne Mensch eine Stunde der Besinnlichkeit gönnen, deren Ergebnis — ein Brief — nicht nur den Empfänger, sondern auch den Schreiber beglückt.

Daß die Quellen, aus denen der Brief früherer Zeiten einst entströmte, noch nicht versiegt, sondern nur verschüttet sind, das bewiesen uns die Schicksalsjahre des Weltkrieges, in denen das Briefschreiben wieder hohen Sinn erhielt und in nie gekanntem Ausmaße geübt wurde. Wer je der Stunde des „Postempfanges" draußen an der Front entgegengefiebert hat, und wer je sah, welchen Inhalt der Augenblick hatte, da die daheim von dem da draußen einen Brief in den Händen hielten, der erlebte es, daß der Brief mehr als ein beschriebenes Stück Papier ist. An ihn klammerte sich alles Bangen und Hoffen und alles persönliche Glück der leiddurchwühlten Menschen. Und furchtbar die Stunde, da die Mutter den Brief, den sie vor ein paar Tagen an den Sohn im Schützengraben geschrieben hatte, wieder zurückerhielt mit dem schicksalsschweren Vermerk einer fremden Hand „Gefallen für das Vaterland ..."

Briefe aus dem Felde — in welcher Familie hätte man sie nicht aufbewahrt und hegte man sie nicht als ein kostbares Gut!

Wenn wir vom Briefschreiben reden, dürfen wir nicht nur der „faulen" Briefschreiber gedenken, sondern auch der — wenn auch spärlich gesäten — leidenschaftlichen.

Mit $5^1/_2$ oder $6^1/_2$ Jahren zur Schule

Mit dem nahenden Osterfeste kommt auch der Tag, an dem unsere Sechsjährigen zum erstenmal zur Schule gehen. —

Das Gesetz bestimmt, daß alle Kinder, die bis zum 30. Juni desselben Jahres das 6. Lebensjahr vollendet haben, zur Schule angemeldet werden müssen, während diejenigen, die in der Zeit bis zum 30. September erst 6 Jahre alt werden, angemeldet werden können, wenn sie die erforderliche körperliche und geistige Reife haben. Sind die Kinder aber einmal aufgenommen, so unterliegen sie der Schulpflicht und dürfen nicht ohne Grund die Schule versäumen, wollen die Eltern sich nicht strafbar machen.

Da werden nun jedes Jahr viele Eltern vor die schwere Entscheidung gestellt, ob sie ihr Kind schon zu Ostern einschulen sollen, auch wenn es noch nicht 6 Jahre alt ist. — Soll man noch ein Jahr warten, oder kann man es wagen, das Kind zur Schule zu bringen? — In erster Reihe wird man die Entscheidung davon abhängig machen müssen, ob die körperliche und geistige Reife des Kleinen weit genug fortgeschritten ist, um es den Strapazen der Schule auszusetzen. Väter und Mütter! — Fragt die zukünftigen Lehrer Eurer Kinder, fragt den zuständigen Schularzt möglichst vor dem Tage der eigentlichen Einschulung, damit noch rechtzeitig genug die körperlich und geistig „zu jung" befundenen Kleinen vor der Schulaufnahme bewahrt bleiben. — Sie kommen mit umso größerer Lust, Aufnahmefähigkeit und Freude zum nächsten ersten Schultag! — Unser Vaterland braucht ein gesundes Geschlecht, das körperlich und geistig imstande sein muß, einmal etwas Tüchtiges zu leisten. Dieser so selbstverständlichen Erkenntnis kann sich kein Schulmann, kein Vater, keine Mutter verschließen; deshalb muß sie alle das ernste Bestreben leiten, in der Frage der Einschulung den richtigen Weg zu gehen. —

Was bewegt dennoch die meisten Eltern, ihr Kind vor der Zeit schon zur Schule zu schicken? —

Vor allen Dingen sind es wohl Berufs- und Nahrungssorgen, denn die Kinder sollen früh mit der Schule fertig sein, um bald zu eigenem Verdienst zu kommen. In vielen Fällen auch können die Eltern es gar nicht erwarten, ihre Kinder für ein paar Stunden „los zu werden"; andere wieder möchten gar zu gern sehen, wie sie sich recht schnell entwickeln. — Falscher Ehrgeiz der Eltern und die liebe Eitelkeit spielen da eine große Rolle und die gesunde Entwicklung der Kinder wird ihnen in vielen Fällen geopfert. —

Der zarte Organismus eines $5^1/_2$-jährigen Kindes ist in den seltensten Fällen den Anforderungen gewachsen, die an Körper und Geist eines Schulanfängers gestellt werden. — — Wohl gibt es auch hier Ausnahmen, d. h. besonders kräftig entwickelte Kinder, denen ein früherer Schulanfang nichts ausmacht; aber das sind eben Ausnahmen. — Und wie viele Wunder-

kinder entpuppen sich später als knappe Durchschnittsschüler! — Die Folge- und Begleiterscheinungen einer vorzeitigen Einschulung für die Gesundheit, für die Entwickelung des Begriffsvermögens und der Aufnahmefähigkeit, für die Erhaltung des Lerneifers und des Fleißes können nicht ernstlich genug in Rechnung gestellt werden. Erst, wenn körperliche Ermüdung sich in Gesicht und Haltung der einst so lebhaften Kleinen einprägt, wenn geistige Erschlaffung sich einstellt, fragen sich die besorgten Eltern nach den Ursachen der Appetitlosigkeit, der Blutarmut, der Verdrossenheit und der Unlust zur Schularbeit. — Hinweise auf die viel besser mitkommenden Spielgefährten (die wohl richtig eingeschult waren), Vorwürfe und manchmal sogar Strafen sollen dann den Ehrgeiz des bedauernswerten Kindes anfachen und eine Besserung erzwingen. — Meistens ist es dann zu spät. — Möchten doch alle Eltern, die aus irgend einem Grunde ihr Kind allzu früh zur Schule schicken wollen, sich selbst einmal fragen, ob sie ihrem Liebling nicht lieber viel Leid und trübe Erinnerungen an böse Schulstunden ersparen wollten. Was gibt es doch Beglückenderes für die Eltern als ein sonniges Kindergemüt, ein frohes Kindergesicht und ein unbeschwertes Kinderherz! — — Wie der Gärtner die Entwicklung von Blüte und Frucht ruhig abwartet, so müssen auch die Eltern ihr Kind reif werden lassen für die Schule in körperlicher und geistiger Hinsicht. Ein überaus lebhaftes und bewegliches Kind verträgt kein Stillsitzen. Ein Jahr weiterer Entwicklung gleicht aber viel aus. Das „Stillsitzen" darf nicht erlernt werden, wie viele meinen, nein, es muß sich von selbst finden. — Ganz besondere Sorgfalt und Berücksichtigung verdienen aber die tief angelegten Kinder. Wehe, wenn sie zu früh aus dem Kinderkreise herausgerissen werden. — Mittelmäßigkeit ist oft die traurige Folge.

Welches ist nun in den meisten Fällen das Schicksal eines Kindes, das zu früh zur Schule kommt? —

Wenn es Durchschnittsbegabung hat, wird es nicht zu sehr angestrengt werden. Im zweiten Schuljahre aber zeigen sich schon unangenehme Folgen. Das Kind wird müde; die Kraft reicht nicht mehr vollständig aus. Wie leid tut uns schon ein Tier, das mehr leisten soll, als es vermag! Und nun gar unser liebes Kind! Oft kommt die Erschlaffung erst im 3. Jahre. Die Eltern sind in großer Sorge, und die Lehrer können ihnen auch nicht helfen. Wie leicht hätte alles vermieden werden können, wenn das Kind ein Jahr später mit der Schule angefangen hätte.

Darum, Ihr Eltern, die Ihr im Grunde doch das Beste Eurer Kinder wollt, — behaltet sie daheim, solange sie noch nicht schulpflichtig sind, denn: „Ein Jahr früher ins Leben gehen, heißt nicht, ein Jahr früher oder länger glücklich sein, sondern oft gerade das Gegenteil."

Frau Lisbeth Schmidt-Seeck.

Ja, die gibt es auch noch. Sie sind gefährlich und gehen streng mit uns ins Gericht, wenn wir nicht postwendend ihre oft nicht gerade welterschütternden Gefühlsergüsse, die sie dem geduldigen Schreibpapier anvertrauten, beantworten. Nicht alle zeigen dabei den Humor wie die Tante, von der ich jüngst erzählen hörte, die nämlich ihre Mahnung in Verse kleidete:

„Fraß der Rost die Feder dir
oder die Motte das Briefpapier?
Oder ist die Tinte zu teuer,
tintenscheues Ungeheuer?!" — —

Echte Briefe zu schreiben ist eine Kunst. Habe aber keine Sorge Mutter, die du gestern mit deinem Herbert die Not hattest wegen des Briefes an den Großvater, daß dein Junge diese Kunst nicht erlernen wird. Laß ihn erst mal in der Fremde sein, weit weg von dir und dem Vaterhaus, und laß ihn mal erst richtige Sehnsucht nach dir bekommen oder gar Heimweh. Da weiß er plötzlich, „was er schreiben soll". Da wirst du dann mit Rührung seine Zeilen in den Händen halten und auch die vielen orthographischen Fehler nicht sehen, aber spüren wirst du aus jedem Wort die Liebe zu dir und stolz wirst du auf deinen Jungen sein, der so schöne Briefe schreiben kann.

Wir dürfen nicht nachlassen!

Da, wo im Klassenzimmer bisher ein immergrüner Blumenstock stand, blinkt seit zwei Wochen eine Sammelbüchse.

Elfriede ist Kasseverwalterin. Pfennige, Zweier, auch Fünfer, gar Groschen werden unter ihrer Aufsicht in die Büchse geworfen. Freiwillige, übriggemachte, oft selbstverdiente Beiträge.

Von dem Geld wollen wir Kindern, die nicht der Schulspeisung überwiesen, deren Eltern aber auch nicht in der Lage sind, Geld zu einer Flasche Milch mitzugeben, vorübergehend helfen. Sie sollen auch so sahnige, kühle Milch zu ihrem Brot aus dem Strohhalm schlürfen!

Sonnabends ist Kassensturz. 53 Pf. waren in der ersten Woche zusammengekommen! Da konnte Irene sechs Tage lang Milch trinken.

Zweiter Sonnabend. Nanu? 18 Pfg. Nur für drei Flaschen?

„Das war vielleicht vorige Woche soviel, weil's neu war!" verlauten zwei Kinder.

Am Montag darauf zwecke ich an der Außenseite der Klassentür die Schlagzeile an: 50 000 kinderreiche Familien erhielten als Weihnachtsgeschenk je 400 RM.!

Alle haben's gelesen. Manche meinen, kinderreiche seien reiche Familien. Gut, auf solche Ansichten zu stoßen. Was doch in Kinderköpfen oft verkehrt spukt! „Was da alles angeschafft werden kann!" Wir suchen uns die Größe dieser gewaltigen Hilfsmaßnahme klar zu machen.

Darauf komme ich ins Erzählen: „Seht, als der Führer 1933 Deutschland übernahm und seine Not sah, da wußte er: hier muß ich anpacken! Er gründete das Winterhilfswerk. Andre Völker lächelten: „Was werden die mit ihren Pfennigen und Fünfern und Groschen schon zusammenbringen!" Der Führer verkündete dann das Ergebnis durch die Zeitung. Es war ganz groß! Da machten die andern Völker Gesichter! „Nun ja", meinten sie, „das war eben was Neues!"

Ueber Werners Gesicht geht ein Zucken. Auch über Hertas. Aha, denke ich.

„Als der Führer 1934 zum zweiten WHW aufrief, „wußten" die andern schon im voraus: „Diesmal klappt es nicht!" Dabei kam noch viel mehr zusammen! Da staunten sie.

Inzwischen hat der Führer zum dritten Male aufgerufen. Hat es allen klar gemacht, hat alle Deutschen dringend und herzlich gebeten!"

Ernst meint: „Da werden die andern nachher sagen: ‚Das machen wir auch mal'!"

Helmut: „Das kriegen die gar nicht fertig!"

Es meldet sich Jürgen: „Das haben Sie uns erzählt wegen der Sammelbüchse!" Er hat's erfaßt. Die meisten haben's erfaßt, sitzen und nicken und denken: das wollte ich auch sagen!

Da rät Helmuth: „Wenn der Führer jedesmal frisch durchs Radio spricht, dann müssen Sie eigentlich auch jedesmal neu von der Büchse erzählen. Aber jeden Montag! Sonst vergessen es manche!"

*

Jürgen hat am Dienstag drauf der Elfriede 25 Pfg. übergeben. Jürgen, ein armer Kerl, der bekommen müßte, statt zu geben!

Ich kümmre mich um ihn: „Wo hast du denn das viele Geld her, Jürgen?" „Das — da — da haben wir Autos bewacht auf dem Markte. Meine zwei Freunde noch mit."

Es stellt sich heraus: diese Freunde gehen in eine ganz andre Schule. Aber sie haben untereinander ausgemacht: jeder kommt mal dran und kriegt alles. Damit's „besser fleckt"!

Max Hugo Tonne.

Was soll unser Junge werden?

Der Huf- und Wagenschmied

Wie alt dieser Beruf schon ist, wird wohl immer eine Streitfrage der Forscher bleiben. Die einen meinen, er sei der älteste von allen; das aber wollen begreiflicherweise z. B. die Töpfer nicht gelten lassen, die dem entgegenhalten: zuerst habe der Mensch aus Ton geformt. Wir wollen uns in diesen Streit nicht einmischen; fest steht jedenfalls, daß in dem Augenblick, da der Mensch das erste Metall kennenlernte, er auch anfing, es zu schmieden. Zuerst werden es wohl Waffen gewesen sein, die er benötigte, alsdann aber auch friedliche Gegenstände für Feld und Haus. In dem gleichen Maße, wie der Mensch dann den Wert der Metalle erkannte, entwickelte er seine Fertigkeit, sie zu formen, sodaß sie nicht nur dem Gebrauch dienten, sondern auch seinem Formengefühl entsprachen. Die vielen Funde aus alter und neuer Zeit, ein einfacher Armreif oder eine kleine Pfeilspitze schon, bezeugen uns, mit welcher Liebe die Meister unserer Vorfahren den Werkstoff behandelten.

Im Wandel der Zeiten gingen aus dem Schmiedehandwerk viele andere Handwerke hervor, von denen manches im Laufe der Entwicklung wieder in Vergessenheit geriet, so z. B. das des Nagelschmiedes. Andere Zweige entwickelten sich ganz selbständig: der Waffenschmied, der Messerschmied, der Schlosser und — der Gold- und Silberschmied. Was diesen letzten Zweig angeht, so darf man heute schon sagen, daß er mit dem Huf- und Wagenschmied wohl nur noch die Endsilbe, sonst aber auch nichts mehr gemeinsam hat. So unterschiedlich der Werkstoff ist, den beide verarbeiten — bei dem einen ist es das Eisen, bei dem andern sind es Gold und Silber —, so verschiedenartig ist auch die Verarbeitung desselben.

Was nun den Beruf des Huf- und Wagenschmiedes angeht — vielerorts nennt man ihn auch Grobschmied —, so herrschen leider noch falsche Meinungen über ihn. Die einen halten ihn für grob, womit sie sagen wollen, er sei nichts für geistig bewegte Menschen, die andern glauben nicht, daß er sich gegenüber der Industrie halten kann. Beide Meinungen zeugen von einem Verkennen dieses Berufes. Wer da meint, sein Junge sei in den Armen wohl stark, im Kopf dafür leider umso schwächer, deshalb sei der Beruf des Schmiedes der rechte Ausweg, der irrt sogar gefährlich, denn mit Recht verlangt der Lehrmeister, daß der Junge die 7. Klasse der Volksschule besucht hat. Und

wenn er die Mittelschule oder die höhere Lehranstalt bis zur mittleren Reife besucht hat, so ist das für ihn kein Nachteil. Wir werden noch sehen, weshalb. Die weitere Meinung, der Junge müsse über ungewöhnliche Körperkräfte verfügen, ist ebenfalls nicht richtig, wenngleich körperlich Schwache für dieses Handwerk natürlich ungeeignet sind. Die Arbeitsweise sorgt dann dafür, daß sich der Junge so entwickelt, wie das für seinen Beruf nötig ist. Heute braucht sich kein Vater und keine Mutter mehr zu sorgen, daß ihr Junge in der Lehre zuerst nur als Zuschläger oder als „Klotzebus" beschäftigt wird, dafür sorgen die Innungen und der Reichsverband des deutschen Schmiedehandwerks, deren oberstes Bestreben darin gipfelt, tüchtige Qualitätshandwerker heranzubilden.

Vorweg genommen sei der weitere Einwand, dieses alte ehrwürdige Handwerk würde auf die Dauer der Industrie gegenüber nicht bestehen können. Eher ist das Gegenteil der Fall. Mit dem Hufbeschlag und Wagenbau ist das Handwerk des Schmiedes nicht mehr ausgefüllt. Besonders auf dem flachen Lande ist der Schmied neben dem Stellmacher wohl der am vielseitigsten gefragte Handwerker. Die Technik hat uns im Laufe der Entwicklung mit landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten in solcher Vielzahl gesegnet, daß man im kleinsten Dorf nicht mehr ohne den Schmied auskommen kann. Er ist es, der die Reparaturen schnell vornehmen, der ein Ersatzstück auch zur Not einmal selbst schmieden können muß. Will er den vielen Forderungen darum nicht mit einem Achselzucken gegenüberstehen, dann wird er leistungsfähig bleiben müssen. Also muß er sich Bohrmaschinen, eine Drehbank, Schleifmaschinen und eine autogene Schweiß- und Schneidanlage zulegen.

Damit ist der Beruf schon umrissen und bei näherem Nachdenken auch schon die Forderung des Meisters nach drei- bis vierjähriger Lehrzeit gerechtfertigt. In größeren Städten wird der Lehrling von seinen Eltern unterhalten werden oder in einem der Lehrlingsheime der DAF. unterkommen, wozu der Meister einen Unterhaltszuschuß zahlt. Auf dem Lande und in den kleinen Städten dagegen herrscht noch der alte Brauch, den Lehrling ganz ins Haus zu nehmen.

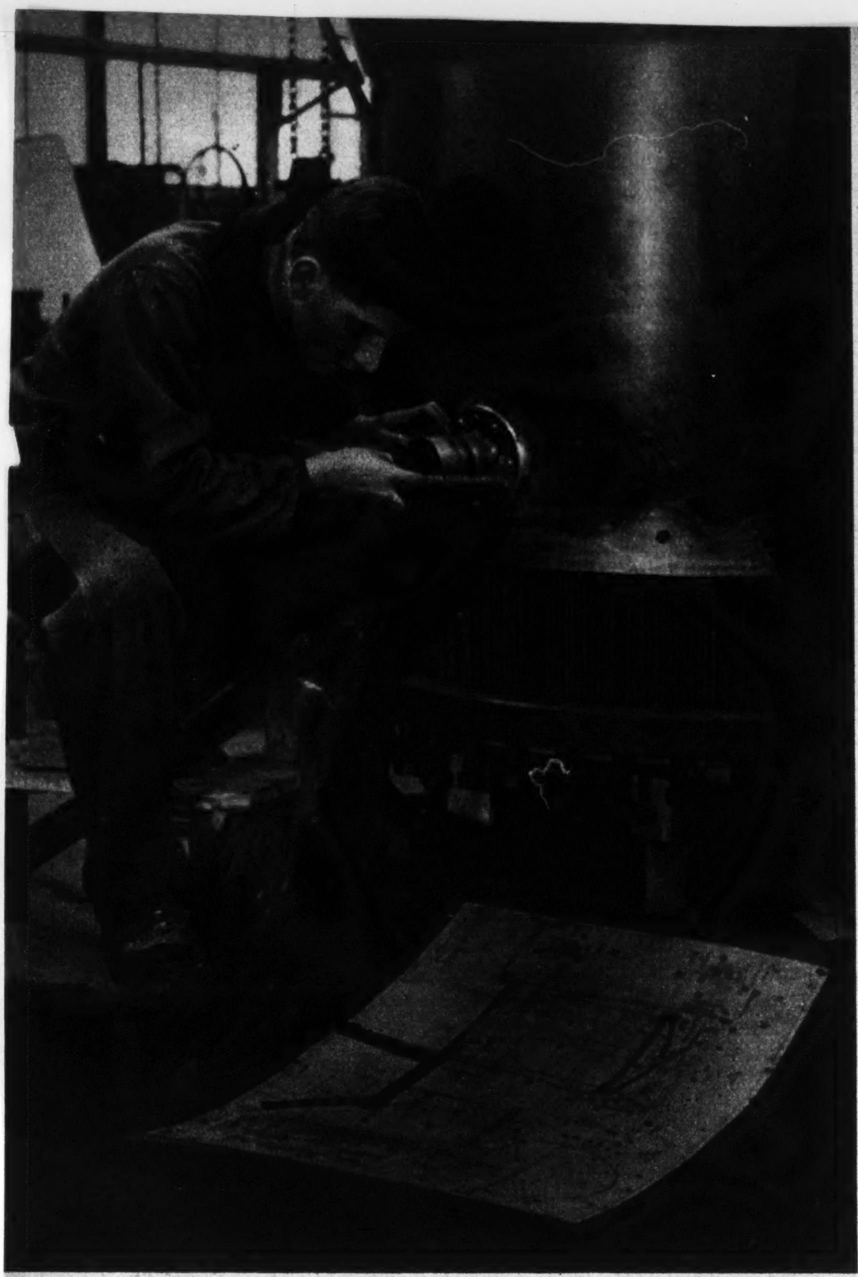
Zuerst wird der Lehrling am Feuer beschäftigt, um die Grundlage dieses Handwerks kennenzulernen, den Gebrauch des Schmiedefeuers, dann folgt die Hilfe beim Hufbeschlag und Wagenbau. Nach und nach findet er dann Eingang in alle Arbeitsgebiete. Neben dieser praktischen Ausbildung besucht er die handwerkliche Fortbildungsschule, um auch theoretisch all das aufzunehmen, was nötig ist, um nach Beendigung der Lehrjahre seine Gesellenprüfung machen zu können. Während der Gesellenjahre heißt es dann, fleißig zu lernen, sowohl durch Kurse als auch durch Fachliteratur, um die staatlich geforderte Meisterprüfung zu bestehen, die allein berechtigt, wiederum Lehrlinge auszubilden oder sich selbständig zu machen. Die Zulassung zum Hufbeschlag setzt dann noch eine vier Monate dauernde Ausbildung in einer staatlichen oder doch staatlich anerkannten Lehrschmiede voraus. Eine weitere Ausbildung berechtigt ihn dann, sich zur Hufbeschlagmeisterprüfung anzumelden. Hat er sich auch diesen Titel erworben, kann er mit staatlicher Genehmigung eine Hufbeschlagsschmiede führen. Daneben gibt es für den jungen Schmied noch weitere Ausbildungsmöglichkeiten, wir nennen nur die Wagenbauschulen in Meißen und Hamburg.

Diese kurze und gedrängte Uebersicht läßt schon erkennen, daß gerade das Schmiedehandwerk dem jungen Schmied viele Möglichkeiten bietet, entweder als selbständiger Meister ein gutes Auskommen zu finden oder sich in der Industrie eine Werkmeisterstellung zu erarbeiten. Die Löhne sind ja — wie in allen Berufen — tariflich geregelt, doch gibt es für den Schmied keine sogenannte Saison, sondern das ganze Jahr hindurch Arbeit.

Wie in jedem Fach, so auch hier: dem Tüchtigen steht die Welt offen. Mit dem Hammer-drauf-schlagen ist der Beruf des Schmiedes nicht annähernd erschöpft, an manchem Maschinenschaden muß er seine Meisterschaft beweisen. Und wenn der ungeduldige Landmann hinter ihm steht, dem während der Saat und Ernte die Zeit unter den Nägeln brennt, darf er die wertvollen Stunden nicht mit „Suchen nach der Fehlerquelle" vertrödeln, sondern muß sofort wissen, wo er anzupacken hat. —

Der Kupferschmied

Gibt es den Beruf als Handwerk denn noch? wird mancher fragen, denn er meint, daß alle handwerklichen Erzeugnisse aus Kupfer heute in den Fabriken „am laufenden Band" hergestellt werden. Was aber aus den Fabriken kommt, so meinen ebenfalls viele, setze keine handwerkliche Arbeit voraus, weil dort ja die Maschinen den Menschen ersetzen. Zu ihrer Bedienung sei nur der „angelernte" Arbeiter notwendig. Natürlich unter der Aufsicht und Anleitung von Meistern und Ingenieuren, wird dann wohl entschuldigend hinzugefügt, um nicht der „Fabrikware" jedwede Qualität abzusprechen. Eine solche Denkweise ist ebenso falsch wie die, daß sich zum Schmiedelehrling der erstbeste Dummkopf eigne, wenn er nur stark sei. Gewiß wird sich ein großer Teil der Belegschaft einer Fabrik aus „angelernten" Arbeitern zusammensetzen, die an irgendeiner Maschine ein und dieselbe Arbeit tagaus, tagein verrichten, aber auf den Qualitätshandwerker kann so leicht keine Fabrik verzichten, wobei einmal festgestellt werden muß, daß der Mann, der den schönen Titel „Ingenieur" trägt, im Grunde genommen ja ebenfalls ein Handwerksmeister, allerdings mit wissenschaftlich gründlicherer Durchbildung, ist. Besonders die Fabriken für Apparatebau können ohne den erfahrenen Kupferschmied nicht auskommen, ebenfalls nicht die Werke für Großmaschinen-, Turbinen- und Schiffsbau. — Die Bezeichnung Kupferschmied bringt uns leicht



Aufnahme Schersch

auf den Gedanken, daß der Werkstoff dieses Handwerks nicht wie der seines Vetters, des Huf- und Wagenschmiedes, Eisen, sondern Kupfer sei. Mit diesem Metall ist der Werkstoff aber bei weitem nicht erschöpft. Es kommen noch Aluminium, Messing, Nickel, Zinn, Blei und — Eisen hinzu. Das Arbeitsgebiet ist ein vielfältiges. Denken wir z. B. an unsere Badeöfen, da finden wir Rohrarbeiten, also Schlangen, Bogen, Verbindungen usw. Dazu kommt das autogene Schweißen dieser verschiedenartigsten Metalle, wobei wir ja schon beim Apparatebau angelangt sind. Wenn die Industrie nun wirkliche Qualitätsarbeit am laufenden Band herstellen will, dann müssen die Apparate und Behälter einzigartige Qualitätsarbeit darstellen, also muß der Kupferschmied ein Mann von besonderem Können sein. Diese Forderung an sein handwerkliches Geschick aber wird absolut, wenn wir an die Lokomotiven, die Schiffsturbinen, Kompressoren, an die Flugzeuge und Autos denken. Hier entscheidet der kleinste Fehler. Die unvergleichlichen Rennsiege der deutschen Kraftwagen, die unerhörten Leistungen unserer Flugzeuge, die wie ein Wunder anmutenden regelmäßigen Fahrten unseres Zeppelins, die Kunstflüge eines Meisters Udet und seiner Kameradin Thea Rasche, die Planmäßigkeit, mit der die fliegenden Schienenzepps verkehren — sie alle, die kleinen und großen Wunder der Technik, sind ohne die präzise Arbeit eines Kupferschmiedes nicht denkbar, denn eine der kleinsten Rohrleitungen ist von entscheidender Bedeutung. So muß seine Arbeit mit all den vielen Spezialzweigen den letzten Ausdruck handwerklichen Könnens darstellen.

Es ist nicht schwer einzusehen, daß dieser interessante Beruf eine dementsprechende Begabung voraussetzt: Geschicklichkeit und geistige Beweglichkeit. Aber auch körperlich sind Voraussetzungen notwendig, die restlos gegeben sein müssen, vor allem ein kräftiger Körperbau, eine gesunde Lunge, gutes Auge, ruhige, sichere Hand, schnelles Auffassungsvermögen, ferner Sinn für Formen und nicht zuletzt zeichnerische Begabung. Damit scheiden aus: Jungen mit Herz- und Lungenleiden (besonders Tuberkuloseverdächtige), Bruchanlage, Beinleiden, Sehschwäche, Neigung zu Schwindelanfällen, zur Epilepsie und zu Krämpfen. Bei Bauarbeiten oder beim Umgang mit Aetzen und Säuren könnten schwerste gesundheitliche Gefahren entstehen. Auch der nicht ungefährliche Kupferstaub setzt eine robuste Gesundheit voraus, damit aber auch zugleich die Notwendigkeit planvoller körperlicher Pflege; ebenfalls sind die Bleidünste und die Dämpfe von Säuren und Metallen Gefahrenquellen. Sie alle aber werden der Gesundheit des Handwerkers keinen Schaden tun, wenn er die angeordneten hygienischen Vorschriften beachtet. Dann ist dieser Beruf durchaus nicht gefährlicher als jeder andere, der auf den ersten Blick viel harmloser erscheint.

Die Ausbildung ist eine vielseitige, weil der Beruf das verlangt. Zu empfehlen ist immer, die Grundlagen bei einem kleineren Meister und nicht in einem Industriewerk zu erlernen, denn später wird sich der junge Kupferschmied doch meist spezialisieren, um in Großbetrieben der Lokomotiv-, der Auto- oder der Flugzeugindustrie sich zu bewähren. Die Lehrzeit beträgt, wie in fast allen qualifizierten Handwerksbetrieben, vier Jahre. Lehrgeld wird nicht verlangt, im Gegenteil erhält der Lehrling meist noch einen Unterhaltszuschuß. Durch den Besuch von Fachschulen steht dem jungen Kupferschmied die Laufbahn offen, entweder als Betriebs- und Montageleiter in größeren Kupfer- und Aluminiumschmieden, oder in der chemischen Industrie als Angestellter, oder in Fabriken für Apparatebau, Zentralheizungsbau und Warmwasserbereitungsanlagen. Die theoretische Ausbildung erfolgt ebenso wie in anderen Handwerkszweigen in der gewerblichen Fortbildungsschule.

Zeichnerisches Können, gutes, sicheres Rechnen, Beherrschung der Festigkeitslehre der einzelnen Metalle und Säuren, Kenntnisse in der Mechanik, der Wärmelehre und auf vielen Gebieten der Chemie sind vor allem Voraussetzung zur Ablegung der Meisterprüfung. Daneben muß er selbstverständlich die Bücher eines Handwerksmeisters führen können. Das alles kann sich der junge Kupferschmied durch Fleiß und Beharrlichkeit in Kursen und durch Fachliteratur aneignen. Wenn er überhaupt aus sich etwas machen kann, wird er es in diesem Beruf sicher können. Auch findet er hier sein gutes Auskommen, denn sein Lohn richtet sich nach dem eines hochqualifizierten Handwerkers. Als Schulbildung reicht auch hier die 7. Klasse der Volksschule aus.

Wilhelm Möller.

Was soll unser Mädel werden?

Lehrerin für rhythmische Erziehung

Auf der Straße ertönt Marschmusik, und schon gehen alle, die die Musik hören, jung und alt, Männer und Frauen, im gleichen Schritt und Tritt.

Eine lockende Tanzmusik klingt auf, und es ist schwer, die Füße dabei still zu halten und nicht mitzutanzen.

Bei dumpfer Trauermelodie verlangsamt sich unwillkürlich der Schritt, der Zuhörer wird ernst und nachdenklich gestimmt.

Diese Erscheinungen sind jedem Menschen bekannt, und man denkt nicht weiter daran, daß sich in ihnen geheimnisvolle Beziehungen zwischen Mensch und Musik offenbaren. Jeder Mensch hat ein natürliches „rhythmisches Empfinden". Er hört den Rhythmus bestimmter Musik, und es drängt ihn, diesen musikalischen Rhythmus in eigenem Körperrhythmus nachzugestalten. Harmonische, der Musik angepaßte Bewegungen entstehen, und sie befriedigen, ja beglücken den Menschen umsomehr, je harmonischer sie sind, je besser sie dem Klang und dem Rhythmus der Musik angepaßt werden. Die erfreuende, lösende Wirkung von Tanz und Spiel beruht z. B. auf diesem rhythmischen Empfinden des Menschen. Das Schlaflied, das die Mutter singt, besänftigt die aufgeregten Nerven des Kindes und schläfert es ein. Große Tonwerke erheben den Menschen und wecken in ihm gute Gedanken.

Von dieser Erkenntnis ist es nur ein kleiner Schritt zu dem Gedanken, die Wirkungen der Musik auf Körperhaltung und Geist der Hörenden auszunutzen zu einer bewußten erziehlichen Beeinflußung des Menschen. Das tut die rhythmische Erziehung. Es ist eine Erziehungsarbeit, die die guten Kräfte des Menschen dadurch anruft, daß sie seine natürlichen Anlagen zur Musik und zur rhythmisch getragenen Bewegung pflegt.

Rhythmische Erziehung ist also zunächst aus der Musik fließende Körperarbeit. Ein sehr einfaches Beispiel: die Rhythmiklehrerin sammelt einen Kreis von Kindern um sich. Sie läßt sie Klängen, einfachen Rhythmen oder ganzen Melodien lauschen. Die Kinder bewegen sich danach. Tiefe Töne: die Kinder gehen in Hockstellung. Hohe Töne: die Kinder strecken sich. Dreivierteltakt: die Kinder hüpfen. Viervierteltakt: die Kinder marschieren usw. Das wichtige bei dieser Arbeit ist nicht, irgend eine virtuose Technik zu erreichen, sondern eine beseelte, atemgetragene Bewegung, die aus dem Verständnis für den erhorchten Klang entspringt. Dies Horchen und in der Bewegung Nachschaffen bedeutet eine unschätzbare Selbstdisziplin der Kinder. Tatsächlich hat man mit der rhythmischen Erziehung ganz außerordentliche Erfolge gehabt, wo es galt, nervöse, schwer erziehbare Kinder zu Samm-

lung, Ruhe, Ausgeglichenheit zu bringen. Bei der Arbeit an Psychopathen, an verwahrlosten Jugendlichen sind mit der rhythmischen Erziehung die besten Erfahrungen gesammelt worden. Ja, sogar bei Anormalen konnte man durch die rhythmische Erziehung, durch Gewöhnung an Einordnung und Unterordnung, an Führen und Folgen, an selbständiges Schaffen harmonischer Bewegungen noch positive Kräfte wecken, die dann durch die weitere erziehliche Beeinflussung nutzbar gemacht wurden.

Aber die Ziele der rhythmischen Erziehung gehen noch weiter. Das Verständnis für die Musik soll durch Horchen und Nachschaffen geweckt werden. Die Lehrerin singt mit den Kindern, läßt Begleitungen mit einfachen Instrumenten erfinden. Im Mittelpunkt steht das deutsche Volkslied. Geht dem Horchenden einmal die Schönheit und Kunst dieser einfachsten geschlossenen musikalischen Form auf (nicht nur durch Horchen, sondern durch aktives Mitmachen!), so kann die Lehrerin darauf weiter aufbauen und zum Erfassen selbst größerer und größter Musikwerke führen. Rhythmische Erziehung ist also ein wichtiges Mittel, ein verständnisvolles Laienpublikum heranzubilden. Sie ist ein Mittel musikalischer Volkskultur.

Zur Zeit bestehen in Deutschland folgende Rhythmikseminare, die den späteren Rhythmiklehrer ausbilden:

Berlin: an der Staatlichen Akademischen Hochschule für Musik,
am Seminar des Reichsverbandes deutscher Tonkünstler und Musiklehrer.
Mainz: an der Städtischen Hochschule für Musik,
Essen: an der Folkwangschule.

Die Ausbildung dauert in der Regel drei Jahre. Sie schließt mit der staatlichen Privatmusiklehrerprüfung ab mit dem Hauptfach „rhythmische Erziehung". Bei der Ablegung der Prüfung muß das 22. Lebensjahr erreicht sein.

Hauptfächer der Ausbildung sind: Rhythmik, Gehörbildung, Improvisation. Dazu kommen folgende Nebenfächer: Klavierspiel, Harmonielehre, Chorsingen, Musikgeschichte, Musikerziehung, Pädagogik, Gymnastik, Anatomie, Geschichte der Leibeserziehung.

Wer Rhythmiklehrerin werden will, muß vor allem Erzieherin sein, muß die verschiedenartigsten Menschengruppen beeinflussen und leiten können. Denn anders als beim üblichen Privatmusiklehrer kommt es nicht darauf an, einen einzelnen Schüler zu fördern, sondern im Rahmen oft großer Erziehungsgemeinschaften zu wirken.

Daß die Rhythmiklehrerin selber ein musikalischer Mensch sein muß, das eigene rhythmische Empfinden in sich lebendig fühlt, den eigenen Körper gymnastisch beherrscht, ist selbstverständlich.

Die Rhythmiklehrerin hat ein reiches und weitverzweigtes Arbeitsfeld. Im Augenblick besteht ein großer Mangel an ausgebildeten Kräften.

Fast überall, wo ernsthafte pädagogische Arbeit geleistet wird, findet man auch die Rhythmiklehrerin: im Kindergarten und Hort, in sozialpädagogischen Seminaren, in der Heilpädagogik, an Musikhochschulen und -seminaren, an Volkshochschulen, in der Jugendpflege, in Frauenschaften usw. sind Rhythmiklehrerinnen beschäftigt. Die musikalische Erziehung im Rundfunk, in der HJ., in den Schulungslagern der Reichsmusikkammer geschieht unter tätiger Mitarbeit von Rhythmiklehrern.

Man kann also heute die rhythmische Erziehung als einen sogenannten „aussichtsreichen Frauenberuf" bezeichnen, der sicher seinem Berufsträger eine große, befriedigende Aufgabe stellt.

Der Berufsstand der Rhythmiklehrer hat seine besondere Pflegschaft gefunden in der Fachgruppe III der Reichsmusikerschaft. Diese Fachschaft gibt gern nähere Auskunft über Ausbildung und Berufsverhältnisse.

Dr. Annemarie Wulff.

2 Aufnahmen Atlantic-Photo

von Sonnabend, 11. Juli bis Dienstag, 18. August für Grenzmark Posen-Westpreußen;

von Mittwoch, 22. Juli bis Dienstag, 1. September für Westfalen, Rheinprovinz;

Herbstferien:

von Mittwoch, 30. September bis Freitag, 9. Oktober für Niederschlesien, Oberschlesien;

von Dienstag, 6. Oktober bis Mittwoch, 14. Oktober für Ostpreußen;

von Mittwoch, 7. Oktober bis Freitag, 16. Oktober für Pommern;

von Donnerstag, 8. Oktober bis Dienstag, 20. Oktober für Grenzmark Posen-Westpreußen, Brandenburg;

von Freitag, 9. Oktober bis Donnerstag, 15. Oktober für Sachsen, Schleswig-Holstein, Hannover, Westfalen, Rheinprovinz;

von Sonnabend, 10. Oktober bis Montag, 19. Oktober für Hessen-Nassau;

Weihnachtsferien:

von Dienstag, 22. Dezember bis Donnerstag, 7. Januar für Grenzmark Posen-Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Niederschlesien, Oberschlesien, Sachsen, Hannover, Westfalen, Hessen-Nassau, Rheinprovinz;

von Dienstag, 22. Dezember bis Mittwoch, 6. Januar für Schleswig-Holstein;

von Mittwoch, 23. Dezember bis Dienstag, 5. Januar für Ostpreußen;

Osterferien 1937:

von Freitag, 19. März bis Mittwoch, 7. April für Sachsen;

von Sonnabend, 20. März bis Freitag, 9. April für Grenzmark Posen-Westpreußen, Brandenburg;

von Dienstag, 23. März bis Montag, 12. April für Rheinprovinz;

von Mittwoch, 24. März bis Montag, 12. April für Pommern;

von Donnerstag, 25. März bis Dienstag, 13. April für Ostpreußen, Niederschlesien, Oberschlesien, Schleswig-Holstein, Hannover, Westfalen, Hessen-Nassau.

(RMinAmtsblDtschWiss. 1936 S. 63)

Schulgeldzahlung für Oberprimaner die zum 1. April 1936 als Offiziersanwärter in den Heeresdienst usw. eintreten.

Im Einverständnis mit dem Herrn Preußischen Finanzminister und dem Herrn Reichs- und Preußischen Minister des Innern.

An den staatlichen und den vom Staat verwalteten höheren Schulen ist das Schulgeld von denjenigen Oberprimanern, die zum 1. April 1936 als Offiziersanwärter in den Heeresdienst usw. eintreten wollen und die Reifeprüfung auf Grund meiner allgemeinen Genehmigung bereits vor Weihnachten abgelegt haben, nur bis einschließlich Dezember 1935 zu zahlen. Ich ersuche, das Weitere zu veranlassen.

Den Unterhaltsträgern der nichtstaatlichen öffentlichen höheren Schulen ist zu empfehlen, in gleicher Weise zu verfahren.

Berlin.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

Im Auftrag: Löpelmann.

Förderung des Verständnisses für die Kriegsmarine unter der heranwachsenden Jugend.

Um das Verständnis für die Kriegsmarine unter der heranwachsenden Jugend zu wecken und zu fördern und insbesondere auch um auf lange Sicht für die Marineoffizierlaufbahn zu werben, beabsichtigt der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, sämtlichen höheren Schulen des Reichs eine Anzahl Bilder von Schiffen der Kriegsmarine zugehen zu lassen. Die Bilder sind nicht in den Klassenzimmern, sondern an allgemein zugänglichen und sichtbaren Stellen des Schulgebäudes aufzuhängen.

Berlin.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

In Vertretung: Vahlen.

Bildung von Geländesport-Arbeitsgemeinschaften (GAG) an höheren Schulen.

Zu II 13313/11. 9. 35 vom 27. September d. Js.

Gegen die Bildung von Geländesport-Arbeitsgemeinschaften (GAG) an den höheren Schulen für solche Schüler, die den allgemeinen Voraussetzungen für den Erwerb des SA-Sportabzeichens entsprechen, bestehen keine Bedenken, sofern ein geeigneter Lehrer, der Lehrscheininhaber oder prüfungsberechtigt ist, die Leitung der GAG übernimmt und die Ausbildung außerhalb des lehrplanmäßigen Unterrichts stattfindet. Eine Befreiung der betreffenden Schüler von dem Turnunterricht kommt nicht in Betracht. Ebenso ist nicht beabsichtigt, die Zulassung zur Reifeprüfung von dem Erwerb des SA-Sportabzeichens abhängig zu machen.

Berlin.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

In Vertretung: Vahlen.

Berufung des im Benehmen mit dem zuständigen Gebietsführer der HJ. zu bestimmenden Schulbeirats. (Für Preußen.)

In Ergänzung zu Ziff. 8 Abs. 2 der Ausführungsanweisung vom 4. Juni 1935 zum Schulbeirätegesetz vom 26. März 1935 ordne ich an, daß der gemäß § 44 Abs. 2 Ziff. 3 zu berufende Schulbeirat in kreisangehörigen Städten im Benehmen mit dem zuständigen Gebietsführer der Hitler-Jugend vom Landrat bestimmt wird.

Berlin.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

Im Auftrag: Bojunga.

Koloniale Frauenschule in Rendsberg.

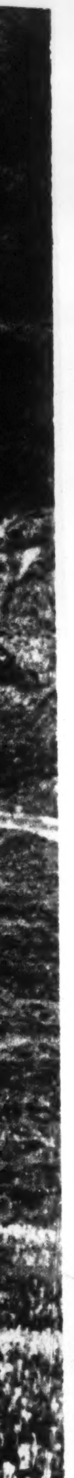
(siehe Heft 2/1936)

Die Stellenvermittlung liegt in den Händen des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W 35, Kluckstraße 8. Der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft ist eingegliedert im Reichskolonialbund und im Deutschen Frauenwerk.

Verzicht auf Kinder ohne zwingenden Grund kann zur Scheidung der Ehe führen.

Wie die „Deutsche Rechtspflege" berichtet, hat das Oberlandesgericht in Stuttgart die bedeutsame Entscheidung getroffen, daß ein Ehegatte dem andern dann die Möglichkeit zur Scheidung der Ehe bietet, wenn einer von ihnen empfängnisverhütende Mittel zur Anwendung bringt. Eine Ehe, in der ohne zwingenden Grund dauernd auf Nachkommenschaft verzichtet wird, widerspreche sowohl dem Natur- und Sittengesetz als insbesondere auch den Anforderungen, die die heutige Rechtsauffassung im Interesse der Erhaltung und des Wachsens des Volkes an eine Ehe stelle. Ein Ehegatte, der dauernd bedacht und absichtlich gegen diese Grundsätze verstoße, handele gegen das Wesen der Ehe und mache sich auch dem andern Teil gegenüber jedenfalls dann einer schweren Pflichtverletzung schuldig, wenn der aus dieser Ehe Kinder wünsche.

Verlag der „Reichselternwarte": Heinrich Beenken, Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.
Unberechtigter Nachdruck verboten. Unverlangt eingesandte Beiträge werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beigefügt ist.
Zuschriften nur an die Schriftleitung in Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.

Es muß doch Frühling werden . . . .

Aufnahme Agfa-Bildarchiv